1

# Liebet

# euch unter einander!

Eine Volks- und Jugend-Erzählung

aus dem wirklichen Leben.

Besonders abgedruckt

aus der

Jugend-Bibliothek

von

Gustav Nieritz.

Verlegt

von

M. Simion in Berlin.

[1846]

# Liebet euch unter einander!

Erzählung aus dem wirklichen Leben.

Liebet euch unter einander! Ja wenn das die Menschen thäten, dann sähe es besser aus in unserer großen Welt. Dann gäbe es keine Leute mehr, die im Winter frieren, daß ihnen die Zähne klappern, weil sie nur einen einzigen, dünnen, zerrissenen Rock auf dem Leibe haben, weil sie kein Stückchen Holz besitzen, um Feuer in den eiskalten Ofen machen zu können, weil sie kein Bett haben, in das sie sich legen und wenigstens die Nacht hindurch wärmen könnten, weil sie oft die ganze Woche keinen Bissen warmes Essen in den hungernden Magen bekommen, weil ihnen Niemand zur Hilfe brüderlich beispringt; — dann gäbe es keinen Haß, keinen Zank und Hader; dann würde Einer dem Andern helfen und die ganze Welt glücklich sein!

Aber lieben sich doch oft nicht einmal die leiblichen Brüder und Schwestern und meinen es böse mit einander; wie soll denn Einer einen Menschen lieben, den er gar nicht kennt, wie soll der reiche Mann den Bettelmann lieben, der mit elendem Gesichte, schmutzig und zerrissen ihm begegnet? — Und doch heißt des Christen erstes und vornehmstes Gebot: Du sollst deinen Nächsten lieben wie

dich selbst ;und die Menschen, die sich hassen, verachten, verfolgen und alles gebrannte Herzeleid anthun, nennen sich alle Christen und beten alle Sonntage mit dem Prediger: Herr, vergieb uns unsere Schuld, um deines lieben Sohnes willen! Heißt das nicht den lieben Gott verspotten?

---

In einer kleinen Stube fing es an dunkel zu werden. Darin saß eine Frau auf einem kleinen Schemel an der Erde; neben ihr schlief auf einem Lager von Stroh, mit einem alten Mantel bedeckt, ein kleines Mädchen. Es schlief unruhig, ließ bisweilen einen Laut, als träume es, hören, kniff die kleinen Hände zusammen, oder fuhr plötzlich damit durch die Luft; die Frau aber ließ kein Auge von dem Kinde und deckte es sorgsam mit dem Mantel wieder zu, sobald die Bewegung es bloß gemacht hatte.

Zu Füßen des Lagers, den Leib auf der bloßen Erde und nur den in die Arme gelegten Kopf auf dem Stroh, schlummerte in einem zerrissenen Kittelchen ein kleiner Junge, so fest, als läge er in dem weichsten Bette. In der Eck der Stube, am Fenster, kauerte ein zweiter von zehn oder zwölf Jahren, hatte die Kniee hoch nach dem Gesichte hinauf gezogen und die Hände dazwischen gesteckt als friere er; lange Zeit sah er der Frau zu, wie sie das kleine Mädchen bewachte, dann legte er die Stirn auf seine Kniee. — Außer den Personen war in der Stube nichts als ein wackeliger Tisch und zwei alte Stühle ohne Lehne.

Immer dunkler wurde es. An dem großen Hause

gegenüber waren schon die beiden Laternen angebrannt und warfen ihr Licht herüber; in die Stube aber drang nur wenig, denn an den Fenstern waren dicke Vorhänge von Eis schon den ganzen Tag über gewesen, den ganzen Tag über war noch kein Köhlchen in den Ofen gekommen, daß sie hätten aufthauen können und es war so eiskalt in der Stube, wie es draußen auf der Straße war, wo man den Schnee knarren hörte, wenn die Leute vorüber gingen.

Das kleine Mädchen fing an unruhiger zu werden und das hagere bleiche Gesicht der Frau, das in dem düstern Laternenlichte noch bleicher aussah, wurde ängstlicher. „Wenn doch der Vater nur bald käme!" sagte sie leise und schauerte vor Kälte auf.

Der Knabe am Fenster hob den Kopf von den Knieen. „Lischen ist wohl sehr krank, Mutter?" sagte er.

„Ja doch!" erwiederte die Frau, „sei nur still, daß es nicht aufwacht!"

Der Knabe bog den Kopf wieder nieder. „Aber Mutter," sagte er nach einer Weile halblaut, „wenn Lischen diese Nacht nicht bei mir schläft und den Mantel behält, mit was willst du dich dann zudecken?"

„Ich muß hier munter bleiben" sprach die Mutter, „es könnte mit dem Kinde noch schlimmer werden."

„Aber Mutter, es ist ja so kalt in der Stube und die Nacht wird es gewiß noch kälter, du mußt ja erfrieren!"

„Gräme dich nur nicht, Friede, der Vater wird Holz bringen zum Einheizen. Dann kochen wir auch Kartoffeln und du brauchst nicht hungrig schlafen zu gehen."

„Ach, die Kartoffeln sind ganz hart gefroren, Mutter, steinhart, ich habe sie angefühlt. Der Schullehrer meinte, erfrorene Kartoffeln machten krank, wenn wir es nur nicht auch werden, wie Lischen."

„Wenn dein Schullehrer nichts anderes hätte, würde er sie wohl auch essen. Er hat gut reden. Sei still jetzt!"

Friede war still, sah seine Mutter noch einmal an und legte dann den Kopf wieder auf die Kniee. Die Frau wickelte die bloßen Arme in die Schürze und duckte sich mehr zusammen. Man hörte nur noch das schwere Athmen des kranken Kindes.

Nach einer Weile kamen Schritte durch den Hausflur, es tappte an der Thür und ein großer Mann trat zur Stube herein. „Hast du kein Licht, Marthe?" fragte er.

Die Frau richtete sich rasch in die Höhe. „Ich wollte warten, bis du kämst," sagte sie, es ist nur noch ein klein Bischen Oel da." Sie nahm die Lampe hinter dem Ofen hervor und ging hinaus; der Mann warf sich auf einen Stuhl und stützte den Kopf auf den Tisch. Als die Frau mit dem brennenden Lichte zurückkehrte, blieb sie vor ihm stehen. „Nun?" fragte sie endlich und sah ihm ängstlich ins Gesicht.

„'s ist nichts!" sagte er rasch aufstehend, als wolle er dem Blicke seiner Frau ausweichen und warf die grobe Zwillichschürze, die er trug, vom Leibe; „beim Herrn kam ich unrecht, da ist heute Abend große Gesellschaft; auf dem Holzhofe wollten sie mir kein Spähnchen mehr borgen, ehe ich nicht das Alte bezahlt und der Armendoctor war nicht

zu Hause!" Er stellte sich an das gefrorne Fenster, als könne er hindurch auf die Straße sehen. Die Frau sah eine Weile starr nach ihm hin, und das Licht flackerte von dem Zittern ihrer Hand. „Gar nichts, Gottfried? Gar nichts?" sagte sie endlich, „was soll denn da werden?"

„Ich weiß nicht!" erwiederte er und lehnte den Kopf an den Fensterrahmen. „Die Menschen sind kalt und hartherzig wie das Eis draußen; wenn ich nicht heute Abend geradezu betteln gehe oder stehle, weiß ich nicht, wo ich was herschaffen soll; dein lieber Gott, von dem du immer so viel Wesens machst, müßte denn uns zu Gefallen ein Wunder thun, aber Wunder passiren heut zu Tage nicht mehr."

„Gottfried!" rief die Frau, „auch das noch? Willst du denn mit deinem Spotte die Strafe des Herrgottes herunterziehen und mir das Leiden noch schwerer machen? Denke doch an das sterbenskranke Kind!"

Der Mann unterdrückte einen tief aufsteigenden Seufzer und drehte sich mit finsterm Gesichte um. „Wir sind schon gestraft, daß es fast nicht schlimmer kommen kann," sprach er, „so hart haben wir's gewiß nicht verdient. Morgen will ich noch einmal zum Herrn gehen und hilft das nicht, so helf' ich anders, wie es geht — wie es geht! es ist mir Alles einerlei! Heute Abend müssen wir uns schon drein ergeben."

Die Frau hatte die Lampe auf den Tisch gestellt und faltete die bebenden Hände. „Gottfried! was hast du im Sinn?" sagte sie; der Mann aber drehte ihr den Rücke "

zu und trat wieder ans Fenster. „Gottfried," wiederholte sie, „sollen wir zum Elend auch noch schlecht werden?"

„Willst du die Kinder erfrieren und verhungern sehen?" rief der Mann, sich rasch umdrehend, so laut, daß der kleine Junge, der am Ende des Lagers schlief, auffuhr und sich, die Augen reibend, frostig schüttelte.

Die Frau drückte die Hände vor das Gesicht. „Herr Gott!" jammerte sie, „hilf uns doch, ich will ja auf dich hoffen und vertrauen, führe uns nicht in zu schreckliche Versuchung!" dann aber sprang sie zu dem Lager des kleinen Mädchens, denn das schrie auf und schlug mit Händen und Füßen um sich.

„Marthe," sagte der Mann, nachdem das Kind ruhiger geworden war, „wir lösen uns beim Wachen ab; geh nachher, nimm Fritzen mit und steck' dich ins Stroh; wenn ich es nicht mehr aushalten kann, wecke ich dich!"

Die Frau saß auf dem kleinen Schemel, die Ellbogen auf die Kniee gestützt und antwortete nicht, der Mann warf sich wie vorher auf einen Stuhl, sah nach den gefrornen Fensterscheiben, die in dem rothen Lichte der Laternen wie Feuer blitzten und versank in finsteres Grübeln. Der kleine Fritz hatte sich weiter auf das Strohlager hinauf geschoben, hatte sich ganz zusammengezogen und schlief wieder; — Friede allein schien mit seinen Gedanken in der Stube zu sein und ließ die hellen klugen Augen bald auf dem Vater bald auf der Mutter ruhen.

Nach einer Weile erhob er sich leise, reckte die steifgewordenen Glieder, sah ebenfalls nach den gefrornen Fen-

stern und dann wieder auf Vater und Mutter. Es sah aus, als ob er mit einem Entschlusse nicht recht fertig werden könnte, und erst als es anfing der Frau wie Weinen im Gesichte zu zucken und sie sich über Lischens Lager beugte, daß es der Mann nicht bemerken sollte, schlich er sich zur Stube hinaus. An der Hausthür blieb er stehen und sah nachdenklich nach beiden Enden der Straßen, als wisse er nicht wohin; dann aber drehte er sich rasch zur Seite und ging die Straße nach dem großen Marktplatze hinauf.

Auf der Straße war es finster und leer. Nur dann und wann eilte raschen Schrittes, tief in den Mantel gehüllt, den Kragen bis über die Ohren gezogen, ein Mensch dahin. Hier und da schimmerten matt die Lichter aus den überfrorenen Fensterscheiben der Häuser. Friede fror, daß er mit den Zähnen klapperte, die Hände hatte er tief in die Hosen gesteckt, denn seine dünne Leinwandjacke reichte kaum bis an die Handknöchel, den Kopf hatte er tief in die Schultern gezogen.

Der kalte Wind pfiff ihm ins Gesicht, daß er einige Male still stehen und sich die Thränen aus den Augen wischen mußte, und als er an die Ecke der Straße kam, wo der Schnee hoch in die Luft wirbelte, durchschauerte es ihn so eisig kalt, daß er unschlüssig schien, ob er nicht lieber wieder umkehre. „Lischen ist so krank,“ sagte er vor sich hin „und Mutter weint so sehr, muß gewiß die Nacht erfrieren, wenn wir nicht einheizen und Vater hat kein Holz anschaffen können, weil er nicht betteln kann — ich kann's

auch nicht — aber Mutter kann doch nicht todt frieren?“ Er sah noch einmal vor Kälte aufschauernd die Straße hinab und lief dann, mit dem Kopfe dem Winde entgegen, weiter.

Hui! da kam, von vier Knaben gezogen, ein prächtiger Schlitten auf der glatten Schneebahn daher gesaust. Schreien, Peitschengeknall und Schellengeklingel hörte man schon von Weitem und Friede trat ganz an den Rand der schmalen Bahn, wo hoch der aufgeschaufelte Schnee lag. — „Oh, aber nun ein Bischen langsam!“ rief einer der vordersten Knaben, „ich kann gar nicht mehr!“

„Vorwärts, ihr Pferde!“ schrie es aus dem Schlitten, „noch bis vor unser Haus, dann wird abgefüttert!“ und wieder im Trabe gezogen, kam der klingelnde Schlitten daher, die Knaben in lustigen Sprüngen vorweg, daß der Schlitten hin und her flog, daß er gegen Friedens Füße schleuderte, ihn Kopf über in den Schneeberg warf und selbst dabei fast umstürzte.

„Was ist denn das für ein infamer Flegel!“ schrie der Knabe im Schlitten, als Friede sich aus dem Schnee haspelte und puffend wieder auf die Beine stellte; „das ist ja der zerrissene Friede! So ein Betteljunge untersteht sich, sich in den Weg zu stellen und unsern Schlitten aufzuhalten? Warte!“ und die Peitsche pfiff um Friedens Ohren, daß ihm Hören und Sehen hätte vergehen mögen. Fort waren die Buben. Friedens erste Bewegung war, mit geballten Fäusten dem Schlitten nachzurennen, aber er blieb bald trübselig stehen und rieb sich die Ohren.

„Das war Oskar!“ sagte er, sich den Schnee vom

Leibe schüttelnd, „wenn ich den wiederschlage, sagt er es seinem Vater und dann kriegt mein Vater keine Arbeit mehr bei ihm. Ich muß es immer von ihm leiden, wenn es ihm doch nur einmal ein Anderer zeigte, wie es thut.“ Er steckte die Hände wieder in die Taschen, duckte sich zusammen und ging weiter. Da kam ein Mann die Straße daher, tief in einen schönen Pelzmantel gehüllt. Friede blieb stehen. Er wollte zum ersten Male betteln. Die Lippen zitterten ihm, je näher der Mann kam, jetzt war er heran. „Lieber Herr!“ wollte Friede sagen, aber es kam nichts heraus und als er zum zweiten Male ansetzte, war Jener schon vorüber, er wollte nachlaufen, aber eine Bangigkeit, wie er sie noch nie gefühlt, hielt ihn zurück. Am ganzen Leibe zitternd, ging er weiter. Da kam ein Zweiter und Friede athmete tief auf. „Lieber Herr!“ doch der ging rasch vorüber. „Lieber Herr, ach bester Herr!“ rief Friede und lief ihm nach.

„Was willst du Junge?“ sagte der Mann barsch und drehte sich um.

„Ach bester Herr,“ stotterte Friede, „schenken Sie mir doch — meine Mutter — und Lischen — und mein Vater — einen Groschen bester Herr!“

„Willst du dich packen?“ fuhr ihn aber der Mann an, „kann man nicht mehr sicher auf der Straße gehen ohne von dem Bettelvolke angefallen zu werden? Ich werde die Polizei rufen, die soll dich ins Loch stecken!“

Zurückprallen und davon laufen als habe man ihn schon beim Kragen war bei dem erschrockenen Friede eins

und erst als er ganz außer Athem war, blieb er stehen. Scheu sah er sich um und holte tief Athem als er Niemand hinter sich erblickte.

„Aber wo soll ich denn Geld herkriegen?" sagte er und fing fast an zu weinen; „es giebt mir ja kein Mensch etwas!" Er ging noch einige Schritte bis an die nächste Ecke und da breitete sich vor seinen Augen ein lustiges Schauspiel aus. Eine lange Reihe Buden, in denen es flimmerte und blitzte von Lichtern und Laternen, Gold und Silber und bunten Herrlichkeiten und davor trieb sich eine Menschenmenge schreiend und lärmend bunt durch einander einher. Das ist der Weihnachtsmarkt, ein lustiges Leben und Treiben. Da suchen die Eltern aus, was morgen Abend der heilige Christ ihren Kindern bescheeren soll, da sieht man die fröhlichen Gesichter der Käufer und Verkäufer und wer kein Geld zum Kaufen hat, hat wenigstens die Lust des Schauens und ein zufriedenes Gemüth beneidet nicht die Glücklichern, verdirbt sich nicht durch Mißgunst die Freude, die es umsonst haben kann.

Friede hatte alle Jahre den Weihnachtsmarkt besucht; es war dies ja fast immer seine einzige Weihnachtsfreude gewesen. Heute aber graute es ihn vor der Helligkeit an den Buden. Dort konnte Jedermann sein blutrothes verlegenes Gesicht sehen, wenn er Jemand angesprochen hätte, er würde gewiß kein Wort herausbringen, wenn ihn Eins scharf ansähe, meinte er; und doch saß zu Hause die weinende Mutter und wickelte die blaugefrorenen Arme immer tiefer in die Schürze und fror doch immer mehr und je

weiter die Nacht kam, desto kälter wurde es. — Friede ging vorwärts in die blitzende Budenreihe hinein; aber er blickte mit keinem Auge nach alle den schönen Sachen, er suchte nur nach einem Gesichte, das sein Zutrauen erweckte, das ihn nicht barsch anführe oder die Polizei rufe.

Er war schon eine lange Reihe der blitzenden Buden entlang gegangen, mit zögerndem Schritte und suchenden Augen und noch immer hatte er nichts gefunden, da blieb er plötzlich vor einer großen, besonders schön aufgeputzten Bude stehen. Ein dicker Herr, in einen feinen Pelzrock gekleidet, kaufte daselbst. Hinter ihm stand ein Bedienter, und konnte die schönen Sachen, die ihm übergeben wurden, kaum alle bergen. Friede trippelte hin und her und schöpfte einmal um das andere tief Athem; endlich faßte er sich ein Herz und trat näher heran. Aber der Herr war so sehr mit Aussuchen beschäftigt, daß er ihn noch nicht anzureden wagte; jetzt wandte er sich um. „Lieber, guter Herr!" sagte Friede mit bebender, bittender Stimme, „schenken Sie mir doch einen oder zwei Groschen, unser Lischen ist so krank und Mutter friert so sehr, ich will Holz kaufen!" aber der Herr drehte, ohne ein Wort zu reden, ihm den Rücken und der Bediente trieb den Bettelnden zur Bude hinaus.

Da stand er nun wieder, vor Kälte und Herzensangst mit den Zähnen klappernd, aber er fühlte und dachte nur das Eine: Wenn du hier nichts erhältst, wo so viel Geld ist, bekommst du nirgends etwas!

Indem verließ der Bediente schwer bepackt die Bude.

Einige Stücke Spielzeug fielen ihm auf die Erde und er konnte sie kaum wieder aufheben, hatte er doch so vielerlei zu tragen. Da sprang Friede herzu, hob die gefallenen Stücke vom Boden, wischte den Schnee ab und reichte sie ihm mit den Worten: „Soll ich Ihnen nicht die Sachen tragen helfen, wenn Sie mir einen Groschen geben?"

„Bist du schon wieder da, infamer Junge?" schrie der Bediente, „warte, ich will dich fortbringen!"

„Ach, lieber Herr, thun Sie's doch nur," bettelte Friede, „ich möchte ja so gar gern Holz kaufen!" aber Jener war schon rasch davon geschritten.

Furchtsam betrat Friede wieder die Bude, es war ihm, als dürfe er nicht weg von hier, bis er etwas erhalten. Dicht an die Seitenwände drückte er sich, um nicht sogleich wieder fortgejagt zu werden. Seine Blicke ruhten auf dem vornehmen Herrn, er sah wie dieser eine Menge harte Thaler auf den Tisch zählte und die Thaler blitzten in dem Lampenlichte; einer davon hätte aller Noth zu Hause ein Ende gemacht; Friedens Gesicht überlief es je mehr er das Geld anschaute einmal heiß, einmal kalt, sein Herz pochte, seine Hände zuckten — da zeigte der Herr nach einer wunderschönen Armbrust mit eisernem Bügel die ziemlich hoch in der Bude hing; der Verkäufer stieg hinauf, um sie herabzulangen, Niemand sah nach dem Gelde — da fing Friede an noch stärker zu zittern, kaum wußte er es selbst noch so hatte er schon einen Thaler vom Tische gerissen und floh zur Bude hinaus, so schnell seine zitternden Füße es vermochten, hinter ihm ertönte es aber und es klang wie der

Donner der Vernichtung in seinen Ohren! „Haltet den Dieb! den Dieb! haltet den Dieb!“ Er wäre vielleicht in dem Menschengewühle entkommen, aber die Beine drohten unter ihm zusammenzubrechen und es hätte kaum der starken Hand, die ihn packte, bedurft, um ihn zum Stehen zu bewegen.

„Warte du Spitzbube, du Galgenstrick!“ rief der Mann, der ihn gefaßt hatte, „dir soll das Stehlen angestrichen werden!“ und damit schleifte er ihn mehr als er ihn führte nach der Bude zurück. Eine große Menschenmenge war zusammengelaufen; ein Polizeidiener drängte sich durch, nahm den weinenden und an allen Gliedern bebenden Knaben den Thaler, den er ihm hoch in der Hand hinhielt, ab und gab ihn dem Kaufmann zurück. Dann packte er ihn beim Arme, daß Friede vor Schmerz aufschrie und rief: „Warte Bursche, du fängst zeitig an! Vorwärts, sonst kannst du meinen Stock kosten!“

„Ach, allerbester, lieber Herr!“ rief Friede jammernd und brach in die Kniee, „schleppen Sie mich doch nicht in's Loch, ich will ja in meinem Leben nichts nehmen, es hat mir ja kein Mensch was geben wollen und ich mußte ja Holz kaufen, sonst erfriert Mutter und Lischen!“ Aber taub für seine Bitten, die von dem Geschrei der sich versammelnden Jungen beinah ganz übertönt wurden, führte ihn der Polizeidiener ab. — —

In dem kleinen Stübchen daheim sah es noch trauriger aus als vorher. Die Lampe brannte nur noch matt und wollte jeden Augenblick verlöschen. Die Fenster waren noch dicker gefroren und die Kälte wurde immer unerträg=

licher. Neben Lischens Strohlager saß die Mutter, die Hände vor dem Gesichte, ein altes Gesangbuch auf dem Schooße. Man hörte es, wie sie schluchzte. Ueber Lischens Zustand konnte sich Niemand mehr täuschen; bleich mit schwerröchelnder Brust lag sie da, die Glieder zuckten an ihr nur noch leise. Der Vater saß an dem Tische, den Rücken seiner Frau zugekehrt und starrte wortlos vor sich hin; da wurde das Röcheln des Kindes schneller und heftiger, der Mann fuhr sichtbar zusammen und schlich leise an das Lager heran. Er beugte sich darüber und in seinem Gesichte stand eine ungeheure Angst geschrieben; wußte und hatte er doch gar nichts, mit dem er seinem kranken Kinde hätte helfen können. Er legte seine Hand auf Lischens Stirn; sie war eisigkalt, er bog sich tiefer herab, streichelte leise ihre Backen, lauschte auf ihren schweren Athem und zwei große Thränen rollten über sein Gesicht. Rasch richtete er sich wieder auf und trat ans Fenster, aber seine Frau hatte die Thränen bemerkt und in lautem Weinen brach der langverhaltene Schmerz aus. „Gott, großer Gott, verlaß uns nicht! Sie stirbt!“ rief sie und warf sich in ihrer Angst über das Ktnd, wärmte es mit ihrem Athem und strich seine kalten Backen.

„Lischen, Herzenskind, stirb doch nicht! Mann bete doch, hilf mir doch bitten; er hat ja gesagt: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten!“ und sie warf sich auf die Kniee und rang die Hände nach oben; aber Gottes Engel hatte schon das Kind auf seine Arme genommen um es fort aus dem Elende, hinauf zu tragen in die herr-

liche Himmelswohnung, wo es keinen Hunger und keine Kälte giebt.

Die Frau in ihrem Jammer hatte das Gesicht in das Stroh geborgen und als der Mann am Fenster, gewaltig seinen Schmerz verbeißend, sich umwandte, war es finster in der Stube; die Lampe war verloschen. Er lauschte — kein Röcheln war mehr zu hören; hastig trat er an das Lager und bog sich hernieder — kein leiser Athemzug mehr; da schlug er die Hände vors Gesicht und sank auf den Stuhl neben der Mutter.

„Vater!" rief der kleine Fritz, der bis jetzt an dem andern Ende des Strohlagers geschlafen hatte, „ist denn Lischen todt?"

„Todt?" schrie die Mutter, auffahrend und faßte hastig nach dem Kinde; sie fühlte die Kälte des Todes und mit einem Jammerschrei warf sie sich auf den kleinen Leichnam.

„Mach' Licht an, Mann, mach' Licht an!" rief sie endlich, der aber gab keine Antwort; „Mann!" schluchzte sie, „mach' doch Licht an, Lischen ist ja todt! — Friede, Friede! hört mich denn Niemand? Lischen ist ja todt!"

Da erhob sich der Mann endlich. „Sie ist todt," sagte er mit halb erstickter Stimme, „was schreist du so entsetzlich darüber, Weib? Wär es denn nicht besser, wir wären Alle mit einander todt? Was thun wir denn auf der Erde, als hungern und frieren? Ach du liebes Lischen," weinte er und kniete an dem Lager nieder, „du warst viel zu fromm, dich hatte der Herrgott viel zu lieb, als daß er dich hätte in dem Elende lassen sollen! Friede, Fritzchen, kommt doch her, euer Schwesterchen ist todt!"

„Ich bin da," sagte der kleine Fritz und krabbelte sich an dem Vater in die Höhe, „aber Friede ist in der ganzen Stube nicht."

„Wo ist denn Friede?" rief die Frau, von einer neuen Angst überfallen, „dem wird doch nicht auch ein Unglück begegnet sein? — Ach du lieber Gott!" seufzte sie auf und legte den Kopf so matt auf das Stroh als möchte sie auch nimmer wieder aufstehen.

Der Mann sah noch eine Weile mit trübem Blicke in das Gesicht des todten Kindes, das in dem schwachen Lichte der Straßenlaternen so weiß wie Alabaster schimmerte; dann ließ er den kleinen Fritz aus seinen Armen und erhob sich. — Ein paar Hände voll Stroh machte er abseits zu einem harten Lager zurecht, legte sein todtes Kind vorsichtig darauf, als könne ihm noch etwas weh thun und breitete seine Arbeitsschürze darüber her. Dann ging er zu seiner Frau, die vor Ermattung in einen todtenähnlichen Schlaf gefallen war, richtete sie mit der einen Hand behutsam in die Höhe, rüttelte mit der andern das Stroh, auf dem Lischen gestorben war, durcheinander und legte die Frau dahin, wo eben noch das todte Kind gelegen, sie mit dem alten Mantel zudeckend. Der kleine Fritz kroch, die Hände um den Hals der Mutter legend, mit darunter.

Still setzte sich der Mann dann ans Fenster. Er schlief nicht, er wachte nicht; er fühlte auch nicht das Zittern seiner Glieder. Er schien dem Tode des Erfrierens nahe. — —

Friede kauerte in einer Ecke des Raums, welches sein Gefängniß bildete und rührte sich nicht. Keine seiner herzbrechenden Klagen hatte etwas gefruchtet, er hatte gestohlen und die Obrigkeit war darin gerade in der jetzigen Zeit, wo bei der strengen Kälte und der Nähe des Weihnachtsfestes, an dem Niemand hungern und frieren wollte, von den armen Leuten mehr Diebstähle als gewöhnlich verübt wurden, besonders streng geworden. Die größern Gefängnisse des Rathhauses waren sämmtlich besetzt und er war bis zum andern Morgen, wo er verhört werden sollte in eine kleine einfenstrige Kammer gesteckt worden. — Im Anfange hatte er geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, dann, als er an die Angst seiner Mutter, wenn er nicht nach Hause zurückkehre, an die Schande, wenn es heißen würde, er habe gestohlen und welchen Schreck, welchen Gram seine Mutter darüber empfinden werde, gedacht, hatte ihn eine Art von Wuth gepackt, er hatte zu dem Fenster hinausspringen wollen; aber das war viel zu hoch, als daß er nur mit den Händen hätte bis hinanlangen können; er hatte die Thür aufbrechen wollen und mit den Füßen davor getreten, bis er vor Weinen und Anstrengung todtmatt auf die Erde gesunken war. Erst nach und nach war die klare Besinnung zurückgekehrt, er hatte sein Gefängniß überschaut, aber nichts als einen Wasserkrug und ein schief an die Wand befestigtes Brett, was zum Lager diente und Pritsche genannt wird, gefunden; wenigstens konnte er in dem schwachen Mondschimmer der herein fiel, nichts weiter entdecken.

Jetzt kauerte er in einer Ecke; von seiner Aufregung war nur eine ungeheure Angst übrig geblieben und die Kälte packte ihn wieder mit ihrer ganzen Macht. Er dachte nicht an den lieben Gott, der es allein wußte, weshalb er gesündigt und der sein Gebet nicht verworfen haben würde; er dachte nur nach Hause und zitterte immer heftiger.

Auf der Straße war Anfangs lautes Geräusch gewesen; aber bald wurde es stiller und stiller. Dann und wann noch knirschten die Schritte eines vorüber gehenden Menschen im Schnee, aber auch das verlor sich und endlich klang nur noch das Pfeifen des Nachtwächters; zum zweiten Male schon. Da sprang Friede, mit den Zähnen klappernd auf und lief in dem engen Raume auf und nieder.

„Ach Mutter, Mutter!" weinte er plötzlich auf, „ich habe gestohlen, aber ich bin doch kein Spitzbube, die Menschen waren ja alle so hartherzig! Und morgen wird mich der Polizeidiener auf die Straße schleppen und die Jungen werden hinter mir drein laufen — und ich hab's doch nicht so sehr verdient!" Er fing an zu schluchzen als wolle er sich das Herz ausweinen. „Ich muß hinaus!" schrie er auf „wenn mir doch nur ein Mensch helfen wollte — ach du lieber Gott, du lieber Gott hilf mir doch!"

Er trat an das Fenster, trocknete sich mit dem Aermel seiner Jacke die Thränen und sah hinauf. Dann befühlte er die Wand. Aber die war so glatt und kalt, wie von Eis überzogen und nicht ein Loch war da, das ihn zum Hinaufsteigen behilflich gewesen wäre. Er suchte mit den Augen in dem Raume umher, aber da war nichts, was

ihn hätte unterstützen können. Er packte die Pritsche an, ob die nicht von der Wand zu rücken sei, sie widerstand jeder Bemühung. Er riß und riß; er riß endlich mit fieberischer Anstrengung — da knackte etwas; noch einmal zog er mit aller Kraftanstrengung und stürzte rücklings zur Erde. Er hatte ein Brett von dem alten Gestelle losgerissen. Scheu richtete er sich wieder auf und horchte, ob auch Niemand den Spektakel vernommen; aber in den Räumen des alten Rathhauses wohnten die Nacht über nur die Gefangenen, kein Laut ließ sich hören. — Da ergriff er mit neuerwachtem Muthe das Brett, machte es an den Stellen, wo es noch an der Pritsche hing, los und lehnte es an das Fenster. Das Fenster war fast an der Decke des Gefängnisses und das Brett stand ziemlich steil. Frieden war ja aber kein Baum zu hoch gewesen, um hinan zu klettern — an dem Brette hinauf zu klimmen war ihm jetzt leichte Arbeit. Bald stand er oben in dem niedern Fenster. — Das Gefängniß mußte heute wohl nur aus Noth benutzt und lange nicht gebraucht worden sein; denn die blinden, blau angelaufenen Fensterscheiben waren mit Spinneweben überzogen und als er einen Blick auf die mondhellen Straßen warf, sah er den mangelhaften Zustand der Eisenvergitterung. Zwei Stäbe fehlten ganz; man hatte dem kleinen Friede wahrscheinlich nicht die Entschlossenheit zugetraut, die Pritsche zu zerbrechen und sich einen Weg hinaus zu bahnen.

Behutsam drehte er die Fensterwirbel auf, sie waren eingerostet und kreischten. Die Fensterflügel waren verquol=

len und es bedurfte Friedens ganze Anstrengung um sie zu öffnen. Da lag endlich die Straße frei vor ihm, aber unter ihm war der Raum ziemlich hoch, den er hinabzuspringen hatte. — Er sah die Straße hinab. Sie war, so weit er sehen konnte, menschenleer. Er maß mit den Augen die Entfernung zwischen sich und dem großen Schneehaufen, der am Rande des Fuhrweges zusammengekehrt war; er faßte ein Herz, setzte an und — plautz lag er mitten im Schnee. Ein Glück für ihn, daß ihm dergleichen Sprünge nichts Neues waren, denn kaum war er unten, so sprang ein Mann aus der Thür des Rathhauses und auf ihn los. Es war der Nachtwächter, der dort Schutz vor dem kalten Nachtwinde gesucht hatte. Friede war wie der Blitz auf den Füßen und davon, der Nachtwächter mit brüllender Stimme: „Halt auf, halt auf!" hinter ihm her. Was waren aber die steifen Beine des alten Mannes gegen die des windschnellen Friede, den noch dazu eine wahre Todesangst jagte? In eine enge Querstraße, die er kannte, war er eingebogen und da gings fort durch drei, vier Quergassen wie im Sturme, nicht weit von sich hörte er einen andern Nachtwächter seinem Verfolger antworten, in einer Straße daneben antwortete ein Zweiter, fort jagte er, wie er wohl noch nie gelaufen war, vor ihm lag das Stadtthor und hinaus ging es immer die Straße fort, denn immer war es ihm als höre er seine Verfolger hinter sich. Er wäre wohl in seiner Herzensangst gelaufen bis die Beine unter ihm zusammengebrochen wären, wenn er nicht gestolpert und der Länge nach in den Schnee gestürzt

wäre. Hastig pattelte er sich wieder auf und horchte eine Augenblick mit fliegendem Athem. Todtenstille herrschte um ihn her. Nur der Wind strich leise durch die dürren Aeste und ganz in der Ferne bellte ein Hund. Da blieb er stehen. Frei war er, aber wohin nun? Nach Hause dachte er, aber da überkam ihn wieder eine ungeheure Angst. Konnte er denn dahin wieder zurück kehren? Er fing an zu fühlen, daß er durch seine Flucht sein Vergehen noch schlimmer gemacht hatte, als es war; aber sollte er jetzt wieder umkehren, sollte sich morgen von allen Leuten auf der Straße Spitzbube nennen lassen, sollte in das zergrämte, verweinte Auge seiner Mutter sehen? Er hatte von dem angestrengten Laufen geschwitzt; jetzt fing es an ihn um so ärger zu frieren; er sah rings umher nach einem Orte, der ihn die Nacht hindurch hätte beherbergen können, aber ringsum war nichts als Schnee, tiefer Schnee, weit hinter ihm lag die Stadt und er kannte die Gegend nicht einmal, in die er gerathen war. Seine Angst steigerte sich immer mehr, je länger er stehen blieb, hier im freien Felde mußte er die Nacht über erfrieren. — Da schlug wiederum ein Hund an, es konnte gar nicht so weit von ihm entfernt sein; wahrscheinlich im nächsten Dorfe. Friede sah einen Augenblick nach der Gegend hin und begann wieder vorwärts zu gehen; freilich wußte er nicht, was er, wenn er auch das Dorf erreicht haben würde, dort mitten in der Nacht anfangen sollte; aber einen Zufluchtsort gab es doch sicher eher als hier auf der Straße. Bald tauchten Häuser vor ihm auf; dunkel und still lagen sie da, nirgends brannte

ein Licht mehr. Aengstlich, er wußte selbst nicht warum, schritt er in die einzige Straße hinein und sah sich scharf um, ob es nirgends etwas gebe, wo er hineinkriechen könne. — Wäre er ein verdorbener Junge gewesen und nicht von so grundrechtlichen Eltern erzogen worden, so hätte er wohl an dem ersten, besten Hause angeklopft, hätte um ein Nachtlager gebettelt und irgend eine Lüge vorgebracht, daß er noch so spät im Freien sei, aber Friede war ja so ehrlich und aufrichtig, trotzdem er gestohlen hatte, war aber nunmehr auch eben so furchtsam.

Vor Kälte bebend sah er umher. Da klang es auf einmal: Tut! tut! Friede fuhr auf, er wußte nicht, was das bedeutete, aber als er nun des Nachtwächters Stimme hörte: „es hat eins geschlagen!" da übermannte ihn ein Schrecken, vor dem keine Ueberlegung galt. Es war ihm, als müßten alle Nachtwächter wissen, daß er entsprungen sei, mit einem Satze war er zwischen zwei Häusern mitten in dem tiefen Schnee und fort ging es, hinaus ins Freie. Als er aber der Gefahr ensprungen zu sein glaubte, kam freilich die Einsicht, daß er von diesem Nachtwächter nicht das Schlimmste zu fürchten habe, aber er konnte ihn doch anhalten und examiniren und das war schon für den Knaben mit dem bösen Gewissen arg genug. — Wo er stand pfiff der eisig kalte Wind, daß er jeden Augenblick glaubte, die Nase müsse ihm erfrieren; die Angst und die Anstrengung hatten ihn todt müde gemacht — wo sollte er denn ein Unterkommen finden, wenn nicht hier im Dorfe? Er war wieder zurückgegangen und stand ängstlich lauschend an

dem ersten Hause, da fuhr unter dem Hofthore zähneflet- schend ein großer Hofhund hervor und jagte ihn bellend von Neuem davon, ein großes Stück an dem Dorfe hinab.

Weinend und verzagend stand er da und wußte nicht, was beginnen; schlimmer als ihn konnte es doch kaum einen Menschen ergehen. Und immer müder wurde er, immer schwerer wurden seine Augenlider, in das Dorf hinein wäre er nicht wieder gegangen und hätte es außerhalb desselben sein Leben gegolten; er ergab sich darein im Freien zu schlafen, nur schlafen, nur ruhen wollte er. Vor sich sah er an der Ecke eines Hauses einen Flecken, der nicht mit Schnee bedeckt war, da ging er darauf los. Inmitten des- selben befand sich eine runde Erhöhung mit Ziegelsteinen bedeckt, da setzte er sich darauf — aber, merkwürdig, sie schien warm zu sein. Friede rieb sich die Augen, stand auf und besah seinen Sitz umher. An der einen Seite war eine große eiserne Thür und auch diese war warm. Vor- sichtig öffnete er sie. Warme Luft, wie der Duft von frisch gebackenem Kuchen riechend, strömte ihm entgegen. Jetzt wußte er, woran er war und mit einem wahren Ju- bel im Herzen, ohne sich lange zu besinnen, kroch er hinein, ganz leise die Thür hinter sich schließend. Es war ein Backofen, in dem die Bauern Nachmittags ihren Weih- nachtskuchen gebacken hatten und Frieden kam der Gedanke, es wäre doch wunderschön, wenn einer darin vergessen wor- den wäre; aber damit war es nichts. „Ein Weilchen saß er ganz still und sog nur die angenehme Wärme ein; ihm wurde so wohl nach alle dem Erlittenen und bald war er,

trotz des harten Bodens in tiefen festen Schlaf gesunken; er schlief besser als daheim auf dem Strohlager in der grimmigen Kälte.

Friede hätte wahrscheinlich wer weiß wie lange geschlafen, denn der helle Morgen konnte ihn in dem dunkeln Raume nicht wecken, wenn ihn nicht das Brüllen einer Kuh in dem benachbarten Stalle aufgestört hätte. Vorsichtig öffnete er die Thür und sah schon in den hellen kalten Tag hinein. Es graute ihm so sehr, seinen warmen Aufenthaltsort zu verlassen, es fror ihn schon im Voraus, aber die Angst vor Entdeckung war doch noch größer und überwog Alles. So vorsichtig er die Thür geöffnet, so vorsichtig schlüpfte er hinaus und als er Niemand gewahrte, klopfte er die Asche, die überall an seinem Zeuge saß, ab, setzte seine Mütze zurecht und schlich hinter den Ställen des Dorfes hinweg.

Die Nacht war glücklich vorüber, aber Friede wußte noch immer nicht, wo er sich eigentlich hinwenden wolle. „Wo es hin ist, nur noch nicht nach Hause,“ dachte Friede; „in ein paar Wochen ist die Geschichte vergessen, der Polizeidiener hat vielleicht nicht einmal recht gewußt, wer ich bin, bis dahin treibe ich mich herum; es ist Weihnachten und da fällt gewiß überall für einen armen Jungen etwas zu leben ab.“ Er hatte durch die Nachtruhe gestärkt, bessern Muth als gestern Abend, obgleich sein Magen schon gewaltig knurrte. Bis zum nächsten Dorfe wollte er gehen und sich dort etwas betteln; hier war es ihm noch zu nahe an der Stadt.

Bei dem letzten Hause des Dorfes lag ein großer Haufen Reisig; da zog er sich einen tüchtigen Stock heraus. „Nun soll mir noch einmal so ein infamer Hund auf die Hacken kommen," sagte er und hieb prüfend durch die Luft, „ich will's ihm zeigen!" Mit hellen Augen marschirte er die Landstraße fort, durch rasche Schritte sich erwärmend; wenn er aber einen Menschen sich entgegen kommen sah, ging er schnell nach der andern Seite des Weges; die Sorge, es möchte doch schon Jemand das Vorgefallene wissen und ihn erkennen, war noch geblieben.

Ein Stündchen mochte er so gewandert sein, da sah er von fern auf der Straße einen Reiter auf sich los kommen, Die Waffen und die Kopfbedeckung, welche er trug, blitzten in der Sonne, Friede erkannte mit scharfem Auge schnell einen Gensd'armen, zugleich fuhr ihm aber auch ein Schreck darüber in die Kniekehlen, daß er kaum weiter zu gehen vermochte. Er konnte sich durchaus nicht anders denken, als daß dies ein ihm nachgesandter Verfolger sein müsse. Da fing plötzlich das Pferd des Gensd'armen an zu traben — nun war es richtig, er hatte ihn schon erkannt; einen halb verzweifelnden Blick warf Friede um sich und — an seiner Seite nicht allzufern ein Gehölz entdeckend, hinüber auf das Feld springen und darauf los laufen, was die Beine vermochten, war eins. Er ruhte auch nicht eher bis er sich tief in dem Wäldchen befand und von einem Verfolger nichts hörte noch sah. — Der Gensd'arm hatte wahrscheinlich von ihm weder etwas gewußt noch gesehen, das ist aber eben die Qual des bösen Gewissens, daß der Sün=

der in beständiger Angst selbst in der unschuldigsten Sache die Entdeckung fürchten muß.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel und Friede hatte noch immer nicht gewagt, seinen Versteck zu verlassen. Mehrere Male hatte er das Ende des Gebüsches erreicht, war aber immer wieder zurückgegangen. Sein Hunger mehrte sich von Minute zu Minute, er hatte schon versucht ihn durch einige Hände Schnee zu beschwichtigen; aber der Magen wußte recht gut, daß er angeführt werden sollte und wollte sich durchaus nicht zufrieden geben. Dabei zwang Frieden die Kälte zu stetem raschen Gehen und immer hatte er wieder den Saum des Gehölzes erreicht, ehe er es vermuthete. Er war mitten hindurch auf die andere Seite desselben gelangt, da sah er, hart vor sich, ein stattliches Dorf liegen. Alle Schornsteine rauchten und Frieden wurde, als könne er es, ohne zu essen, hier im Freien durchaus nicht mehr ertragen. Das Dorf lag ja auch von der Hauptstraße ganz entfernt; hier wußte man gewiß noch nichts von ihm und seinen Schicksalen. Er trat ins Freie und ging, sich noch immer ängstlich umsehend, nach dem ersten Hause. Er wollte um ein Stückchen Brot betteln. Er pochte leise an ein kleines niederes Fenster, welches nach dem Walde hinausging, denn nur im Nothfalle mochte er das Dorf betreten; man hörte ihn nicht; noch einmal pochte er, ein klein Wenig stärker — keine Antwort. Lange stand Friede und wartete und ließ sich von dem kalten Winde durchschauern, als aber Niemand heraussah und ihn fragte, was er wolle, pochte er zum

dritten Male, und noch stärker als früher. Da ging langsam einer der Fensterflügel auf und blieb offen. Es mochte Niemand da drinnen sein. Friede richtete sich auf den Zehen in die Höhe und sah hinein; es war die Küche, Mittag mußte bereits vorüber sein oder die Leute kochten in der Stube und hatten sich Alle um den warmen Ofen gesammelt, denn auf dem Heerde war kein Fünkchen Feuer und kein Mensch in dem Raume zu sehen, hart an dem Fenster aber, auf einem Tische, stand ein aufgeschnittener saftiger Mohnkuchen. — Friede war nicht mit dem Vorsatze hergegangen, auf's Neue zu stehlen, bei dem verlockendem Anblicke aber war es ihm, als müsse er nehmen, das helle Wasser lief ihm im Munde zusammen. — Wohl tauchte einen Augenblick der Vorsatz auf, zu den Leuten zu gehen und zu sagen, das Fenster stehe offen, er habe aber nichts genommen, sie möchten ihm nur auch ein Stückchen Kuchen geben — aber das war Alles so ungewiß, er hätte auch eben so gut nichts bekommen können und dann konnte er wieder mit seinem Hunger davon laufen. Seine Augen fielen wieder auf den Kuchen, vorsichtig sah er sich dann um, keine Seele rings umher — ein Griff hinein und ein ganzes Viertel des Kuchens folgte. Friede erschrak beinahe vor dem gewaltigen Stücke und beinahe hätte er es wieder zurückgelegt und nach einem kleinern gegriffen, das er hätte besser bergen können, da hörte er in dem Hause eine Thür zuschlagen und nun half kein Besinnen. Wie der Wind war er vom Fenster weg, klappte im Laufen sein Stück Kuchen zusammen und sprang in das Gehölz, wo junge

Tannen es am dichtesten machten. Erst horchte er, um, wenn man das Schelmstück gemerkt habe und ihn verfolge, noch weiter davon zu laufen, als er aber nicht einen einzigen verdächtigen Laut vernahm, stieß er mit dem Fuße den Schnee von einer jungen Tanne, setzte sich mitten hinein in das winterliche Grün und fing nun an eine Mahlzeit zu halten, wie in seinem ganzen Leben noch nicht. Noch ein großes Stück hatte er übrig, da dachte er plötzlich nach Hause. Ach hätte er doch mit seinen Lieben theilen können, besonders mit seiner treuen Mutter und dem kleinen Lischen — aber wann sollte er die wiedersehen? Es wurde ihm ganz wehmüthig ums Herz und mit traurigem Gesichte verzehrte er den Rest seines Mahles.

Frisch gestärkt und mit neuem Muthe stand er endlich auf, das ganze Kuchenviertel war fort und das war auch nicht zu verwundern, hatte er doch seit dem vergangenen Tage früh keinen Bissen über die Lippen gebracht. Er nahm seinen Stock unter den Arm, steckte seine kalten Hände in die Hosen und schritt wieder darauf los; immer der Nase nach, den ersten besten Weg, nur fort von der Stadt.

Friede mochte vielleicht eine Stunde gewandert sein, als es schon wieder anfing dunkel zu werden. Das war nun sehr böse, denn er sah noch nirgends ein Dorf, in welchem er einen Zufluchtsort für die Nacht hätte finden können. Friede indessen verzagte noch nicht. „Bin ich in voriger Nacht nicht im freien Felde geblieben, werde ich auch in dieser Nacht etwas finden,“ meinte er und ging

rascher darauf los. Nur wenn ihm seine Mutter daheim einfiel, und das geschah immerfort, ohne daß er es wollte, welche Angst die ausstehen werde, wenn er gar nicht wieder zurückkomme, wenn er daran dachte, daß er sich noch Wochenlang umhertreiben wolle, in steter Angst, immer frierend und hungernd wurde ihm das Herz schwerer.

Der Wind wurde mit der zunehmenden Dunkelheit stärker und schneidender und Friede begrüßte mit einem tief aufsteigenden Athemzuge die ersten Lichter, die ihm entgegenblickten, doch war es schon vollständig Nacht, ehe er das vor ihm liegende Dorf erreichte. Sein erster Gedanke war, wieder nach einem Backofen umher zu suchen. Er umging das ganze Dorf, immer die Augen bis dicht an die Häuser schweifen lassend, ob er dann nicht einen schneeleeren Fleck sehen würde; er wagte sich sogar durch die offenen Gartenzäune in die Baumgärten, die das Dorf umgaben, hinein, aber nirgends fand er, was er suchte. Oft mußte er bis an die Kniee in dem Schnee waten, oft stolperte er über große Steine, oft fiel er in Gräben und blieb fast darin stecken und ganz todtmüde kam er wieder an den Ort, von dem er ausgegangen war. Es mußte auf eine andere Weise Rath geschafft werden, aber wie? In das Dorf hinein hätte er sich um alle Welt nicht getraut, es hätte ihn wohl Niemand etwas gethan; aber das böse Gewissen spiegelte ihm überall Entdeckung und Gefahr vor. Er war ja doch ein entsprungener Dieb! Friede schauerte zusammen.

In einer Ecke in den Schnee sich hineinzusetzen, das, sah er wohl ein, ging nicht, aber als seine Augen noch

ganz rathlos umhersuchten, fielen sie auf die verschlossenen Fensteröffnungen an den Ställen. Wenn ein solcher Laden offen gewesen wäre, hätte er mit seiner Gewandtheit bequem hineinsteigen können. Von Neuem begann er seine Entdeckungsreise. Alles zu, Alles verschlossen. Und schon fingen an die Hunde zu bellen, ein Zeichen, daß sie von den Ketten losgelassen worden waren und vor den Dorfhunden hatte Friede, trotz seines Stockes einen ungeheuern Respekt. — Ganz trübselig kam er an das Ende des Dorfes und hatte noch immer keine Aussicht auf ein Nachtquartier. Das letzte Gehöfte lag vor ihm, und da war nicht einmal ein Stall, nur eine Mauer von Lehm auf der Seite, wo Friede stand, hoch aufgeschichtet lag ein Haufen Reisigholz daneben und Friede kletterte behutsam hinauf, um in den Hof hineinzulugen. Ihm gegenüber lag das Wohnhaus. Rechts eine Scheune, links die Ställe, kein Mensch aber war zu erblicken. Heute war ja Weihnachtsabend, da mochten sie wohl Alle in der Wohnstube sein und ihres heiligen Christes sich freuen, mochten Pfefferkuchen essen und Nüsse knacken. Noch einmal sah sich Friede prüfend um; er hatte an der Scheine eine Leiter bemerkt, die ganz gewiß nach dem Heuboden führte; bebend kletterte er bis an den Rand der Mauer — kein Mensch zu erblicken, kein Laut zu hören — hinüber sprang er — aber mit lautem Gebelle schoß aus einer Ecke ein gewaltiger Hund auf ihn los. Mit einem Satze war Friede auf der Leiter, schnell wie eine Katze hinankletternd und stieg in die Luke hinein. Richtig! es war der Heuboden. Vorsichtig schritt er über das Heu

fort, bis fast ganz an die entgegengesetzte Wand und wühlte sich da tief hinein. Nun lauschte er mit angehaltenem Athem. Unten bellte der Hund, als wolle er sich zerreißen und sprang dabei, man konnte es deutlich hören, fortwährend an der Leiter in die Höhe. „Wenn doch nur der infame Hund still sein wollte!“ flüsterte Friede ängstlich vor sich hin, „der bringt noch die Leute aus dem Hause!“ und er hatte nicht unrecht gedacht. Bald knarrte eine Thür und eine barsche Stimme rief: „Karo, was hast du denn?! Allo faß!“ Und als wolle das Thier die Wände einspringen, so wüthete es jetzt, immer an der Leiter emporstrebend. „Das ist da nicht richtig!“ sagte dieselbe Stimme. „He! Jochen! komm doch 'mal raus; der Karo ist wie unsinnig und springt immer die Heubodenleiter hinauf, wollen doch 'mal nachsehen, was er hat!“

Bald näherten sich Männertritte, knarrend im Schnee, dem Stalle, und Friede merkte, daß sie die Leiter heran kamen.

„Herr Gott, nun steh' mir bei!“ flüsterte er, die Hände faltend, hielt den Athem an und duckte sich tief in das Heu hinein.

„Ist hier Jemand!“ schrie es jetzt zu dem Boden herein, daß es Frieden eiskalt über den Rücken lief; er rührte sich nicht. Da begann der Suchende die Kreuz und Quer in dem Heu herumzutappen, immer vor sich hinbrummend, was Friede nicht verstand.

„Such nur Alles gut durch! Jochen!“ rief es von

unten, „es muß da oben auf jeden Fall etwas stecken, der Hund thut ja gerade, als wollte er sich umbringen.“

Der Suchende erfüllte getreu, was ihm zugerufen worden war, kletterte überall auf dem Heu umher und näherte sich endlich auch dem Orte, wo Friede vor Angst fast verging. Mehrere Male schon wollte er sich kund geben und um Erbarmen bitten; aber noch hielt er sich. Jetzt indessen kam ihm Jochen ganz nahe, hart neben ihm trat er nieder und eine seiner Hände fuhr dicht an seinem Kopfe vorbei.

„Jochen! komm nur herunter!“ rief in diesem Augenblicke die Stimme von unten, „eine Katze ist eben aus dem Bodenloche gesprungen, die wird den ganzen Spektakel angerichtet haben!“

„Na, drum auch!“ brummte Jochen, „dacht ich's doch gleich; was soll denn auch hier oben stecken?“

Langsam tappte er zurück und stieg die Leiter hinunter. — Karo hatte die aus der Scheune gesprungene Katze, so wie er sie erblickte, verfolgt und als er dann von Neuem die Leiter hinauf bellte, erhielt er einen Klaps von seinem Herrn, daß er heulend seine Hütte suchte. Die Hofthür knarrte wieder und bald war Alles so still als zuvor.

„Gott sei Lob und Dank, daß der fort ist!“ flüsterte Friede tief aufathmend, „nun werde ich ja wohl die Nacht hier ruhig zubringen können!“ Behaglich streckte er sich aus und ehe er es kaum selbst wußte, war er auf dem weichen warmen Lager eingeschlafen.

Der Weihnachtsmorgen brach an und zu Friedens

Glücke schlief heute auf dem Bauernhofe Alles länger als gewöhnlich. Bei dem ersten Morgenstrahle, der ihn weckte, konnte er sich daher ungesehen fortschleichen. Auch der Hund, bei dessen Hütte er ganz leise vorüber geschlichen war, rührte sich nicht und erst als Friede den letzten Fuß auf die niedere Mauer, die er übersteigen mußte, zog und ein loser Stein davon in den Hof stürzte, fuhr er bellend in die Höhe; aber Friede sprang schon jenseits hinab.

Der schneidende Wind bot dem kleinen Flüchtling einen übeln Morgengruß, und seine dünne Kleidung wollte ihn fast gar nicht dagegen schützen. Bald fror er, daß ihm die Zähne wieder im Munde klapperten. Die Kälte hatte auf eine schreckliche Weise zugenommen und so rasch er auch auf der Straße vorwärts lief, er konnte sich nicht erwärmen.

Die Sonne ging blutigroth am Himmel auf, aber fast schien es, als brächten ihre Strahlen mehr Kälte als Wärme. Bei jedem Schritte den Friede that, knarrte der Schnee gewaltig, der Wind fuhr ihm, schneidend wie ein Messer, gerade ins Gesicht, so daß er sich alle Augenblicke umwenden und eine Strecke rückwärts gehen mußte, um es nur aushalten zu können. Bald hielt er den Arm vor die Nase, um sie nicht zu erfrieren; dann aber fror es ihn so gewaltig an die Hand, daß er sie schnell wieder in die Hosentasche barg; bald kauerte er sich, wenn er einen dicken Baum am Wege traf, dahinter nieder, um Schutz vor der eisigen Zugluft zu finden; aber so sehr er auch in sich hineinkroch und sich an den Baum drückte, er hielt es nie

lange aus, sprang immer wieder bald genug in die Höhe und lief weiter. An seine Haare und seine Augenbraunen hatte sich dicker Reif gesetzt, immer tiefer fror es ihn ins Herz hinein, daß er es kaum glaubte mehr aushalten zu können und in halber Verzweiflung dahin laufend, fing er endlich an kläglich zu weinen. Kein menschliches Wesen begegnete ihm auf der leeren Straße; nur hier und da saß eine Krähe mit struppigen Federn auf einem Baume, ohne fortzufliegen, wenn er vorüber trappte. Auf einem Dornenstrauche neben dem Wege kauerte eine Schaar Sperlinge mit dick aufgepolsterten Federn. Sie flogen auf, als Friede sich näherte. — Die Vögel kamen dem armen Jungen beinahe wie Leidensgenossen vor; denen, meinte er, ginge es doch noch schlechter als ihm, sie hätten die ganze Nacht im Freien sitzen müssen und hätten doch nichts verbrochen. Er schämte sich beinahe seiner Verzagtheit, er fühlte, daß es ihm noch viel schlimmer hätte gehen können und wenn er auch heute noch keinen Bissen im Magen hätte.

Die Sonne war höher gestiegen, der Wind hatte nachgelassen und es wurde nach und nach etwas gelinder. Zur Seite des Weges begann sich ein dicker Fichtenwald hinzuziehen, und Friede ging von der Straße ab, über das Feld hinweg und darauf los, um einigen Schutz vor der Kälte zu suchen; er meinte, dort müsse es eben so gut sein als Tags zuvor in dem Wäldchen, wo ihn der Kuchen so gut geschmeckt hatte. Hätte er nur auch heute eine tüchtige Mahlzeit gehabt, dann hätte er es schon aushalten mögen; aber wo die hernehmen? Vorläufig war noch keine Aus=

sicht dazu vorhanden und als er auf einen Weg traf, der sich mitten durch den Wald zog, ging er auf diesem weiter; war es ihm doch ganz gleich, wohin er kam und zwischen den Bäumen fühlte er die Kälte nicht so als im freien Felde.

Gegen Mittag traf er auf eine Waldblöße, anscheinend Ackerfeld und auf dieser erblickte er an mehreren Stellen große Schneehaufen. Das fiel ihm auf. Neugierig stach er mit seinem Stocke in einen derselben und zog ein ganzes Büschel Strohähren mit hervor. Da mußte etwas anderes als Erde oder Steine stecken, Getreide konnte es wohl auch nicht sein, denn das wird in bei Weitem größern Haufen aufgeschichtet und Friedens hungriger Magen gab sich schon einer unbestimmten Hoffnung auf irgend etwas Eßbares hin. Schnell war an einer Seite der Schnee weggeschoben und schwarze, aufgeworfene Erde blickte hervor. Aber damit war Friede nicht zufrieden. Er wühlte hinein bis er auf eine Decke von Stroh stieß und unter derselben, — welche Freude, — eine große Kohlrübe hervorzog. Der ganze Haufen bestand daraus und die schmekken auch roh ganz vortrefflich, besonders wenn man seit Mittag vorigen Tags nichts gegessen hat, wie Friede. Heißhungrig biß er hinein; die Rübe war zwar eisigkalt, das schadete aber nichts; dann zog er eine zweite und eine dritte heraus, deckte den Haufen wieder zu, so gut es gehen wollte und suchte sich nun eine abgesägte Tanne. Da räumte er mit seinem Stocke den Schnee weg, setzte sich darauf und fing an zu essen. — Zu leben hatte er nun wieder für den

ganzen Tag und trotz der schlechten Kost frisch gestärkt, wanderte er bald weiter. Der Wald wurde dichter und der rauhe Wind traf ihn fast gar nicht. Er fing an, sich beinahe behaglich zu fühlen. Hohe, mächtige Tannen, mit großen Schneebergen bedeckt, breiteten ihre Zweige fast bis zur Erde nieder und der weiße, glitzernde Schnee sah auf dem dunklen Grün ganz wunderschön aus. Auch junge, niedliche Tannenbäumchen standen da, wie mit weißem Zukker überstreut und mit Marzipan behangen und hätten noch Lichter daran geflimmert, es hätte keine wunderschöneren Weihnachtsbäumchen geben können.

Weihnachtsbäumchen! Friede hatte schon seit manchem Jahre keins zu sehen bekommen. Und auch dieses Jahr, wo das große Elend bei ihnen eingekehrt war — Friede wurde mit einem Male wieder ganz traurig, er dachte nach Hause.

„Ach du lieber Gott, Mutter, Mutter, soll ich denn nur gar nicht wieder zu dir?" sagte er ganz weinerlich und blieb stehen, „was soll denn nur aus mir werden? Wenn sie mich kriegen, schimpfen sie mich Spitzbube und stecken mich wieder ins Loch und da will ich doch lieber ins Wasser springen. Immer kann ich aber doch nicht in der Welt herum laufen? — Ach du lieber Gott!" fuhr er fort und ging langsam weiter, „ich habe ja nicht stehlen wollen, ich weiß ja selber nicht wie's gekommen ist — 's war doch graso schrecklich wie Mutter fror und Lischen stöhnte. — Hätt' ich's nur dem Herrn Polizei gesagt, er hätte es selber sehen können, er hättevielleicht ein Ein sehen gehabt — aber

da bin ich fortgelaufen und nun wage ich nicht mich vor einem Menschen sehen zu lassen," — er blieb in Gedanken stehen und sah nach der Gegend, wo er glaubte, daß die Stadt liege; „wenn ich nun nach Hause liefe und gleich aufs Rathhaus ginge und erzählte, wie es eigentlich gekommen und recht sehr bäte —" da knallte es, nicht weit von ihm. Ein Reh stürzte in wilder Hast über den Weg, hinter ihm jagten zwei Hunde drein und gleich darauf trat ein Jäger aus dem Gebüsch.

Wie der Blitz war Friede hinter einen Baum gesprungen und rührte sich nicht. Er hatte gewaltige Angst, daß er möge gesehen worden sein, aber das war unnöthig. Bald schritt der Jäger, nachdem er mehrere Male seinen Hunden gepfiffen, in den Wald zurück und Friede durfte frei hervortreten — sein Vorsatz indessen, nach Hause zu gehen, war wie vom Winde weggeweht. Langsam ging er weiter und kratzte sich hinter den Ohren. „Ich verging vor Angst, wenn ich in die Stadt hineingehen sollte," sprach er vor sich hin, „ich könnte keinem Menschen ins Gesicht sehen und vor dem ersten Polizeidiener riß ich gewiß wieder aus, da würden sie wieder schreien: „halt den Dieb!" Friede zuckte zusammen. „Nein, das könnte ich nicht ertragen, da will ich doch lieber laufen, so weit mich meine Beine tragen!" Er ging rascher vorwärts. Der Wald hatte ein Ende und das freie Feld lag vor ihm. Weit vor sich, fast wohl eine Stunde weit, erblickte er ein Dorf. — Kaum trat er aber aus dem Gebüsch, so empfing ihn der kalte Wind so schneidend, daß er sofort umkehrte und sich entschloß bis zu

anbrechender Dunkelheit hier zu bleiben, dann aber nach dem Dorfe zu schleichen und wo möglich wieder in einen Heuboden zu klettern. Da hatte es ihm gar zu gut gefallen.

Die Sonne näherte sich ihrem Untergange und der Rand des Himmels strahlte wie lauter Feuer, die Strahlen brachen sich in dem Schnee auf den Tannen, daß es darauf funkelte und glitzerte, wie lauter hüpfende Goldlichter. Friede hatte freilich für den prächtigen Anblick wenig Sinn und trappelte im Walde umher, denn Stehen oder Sitzen ließ die Kälte nicht zu. — Dunkler wurde es nach und nach, die Sonne war hinunter und die Kälte stieg; in den Tannen fing es an erst zu lispeln, dann zu sausen und plötzlich brach ein Windstoß herein, daß die Tannen ihre Schneelasten abwarfen und den armen Friede beinahe verschütteten. Er schüttelte sich schauernd den Schnee ab und lief hastiger auf und nieder, so müde er auch schon von dem Tagemarsche und dem beständigen Umhertappen in dem tiefen Schnee war. Immer hohler sauste der Wind in den Bäumen, immer dunkler wurde es; einige Eulen begannen ihr schauerliches Geheul und Frieden fing es an zu grausen. Hoch zog er die Schultern hinauf und eilte, um aus dem Walde zu kommen, — o weh! da saß er plötzlich mit seinem linken Fuße an der Erde fest, er war in ein enges, steinhart gefrorenes Fahrgeleise getreten und sein Fuß war so fest eingeklemmt daß es seiner ganzen Anstrengung bedurfte um ihn herauszuziehen. Aber wie er so mit aller Macht zog — du lieber Gott! — da riß die Sohle seines

Stiefels von der Spitze bis zum Absatz los und der bloße Fuß sah heraus. Friede war im ersten Augenblicke starr vor Schrecken, was sollte denn nun werden? Dann aber brach ihm eine ungeheure Angst ins Herz, daß er anfing laut aufzuschluchzen. Er hüpfte auf einem Fuße, um nicht mit dem nackten andern in den kalten Schnee zu treten, bis zur nächsten Tanne, lehnte sich daran und zog den beschädigten Fuß in die Höhe, um das Unglück recht anzusehen. Lange betrachtete er den Stiefel, aber da war nichts mehr zu rathen noch zu helfen und Friede brach in vollständiger Trostlosigkeit in jammervolles Weinen aus.

Dicke Wolken waren heraufgezogen und der Sturm jagte sie vor sich her; einzelne Schneeflocken, dann mehrere, dann immer mehr trieben in Friedens Gesicht und bald war ein Schneewetter hereingebrochen, wie es nicht schrecklicher hätte sein können. Man konnte die Hand nicht vor den Augen sehen und kein Auge aufschlagen, der Wind sauste und die dicken Bäume bogen sich krachend gegen einander, dicke Zweige brachen nieder und Friede stand noch immer weinend und zähneklappernd an seiner Tanne. Da knackte und brach es auch über ihm und fort stürzte er, in Todesangst, seinen bloßen Fuß vergessend, aus dem Walde hinaus ins Freie. Da aber ergriff ihn der Sturmwind mit seiner ganzen Gewalt und wenn er so daher sauste, mußte Friede alle Mühe anwenden um nicht fortgeschleudert zu werden. Dem Dorfe zu strebte er, doch war er, da er vor sich nichts als treibenden Schnee erblicken konnte, vollständig vom Wege abgekommen; bald sank er in tiefe Grä=

ben, bald fiel er über Steine; immer strebte er vorwärts, es war aber die Verzweifelung, die ihn trieb, die ihn vom Boden wieder aufjagte. Er hatte sich das Gesicht aufgeschlagen und das warme Blut rieselte ihm über die Backen, er ließ es laufen, denn seine Arme waren so steif gefroren, daß er sie kaum mehr bewegen konnte und bald war es zu Eis geworden. — Dann und wann hörte er durch den Sturm das Bellen der Hunde, dahin richtete er seinen Lauf, seine Füße thaten aber endlich nur noch mechanisch ihre Schuldigkeit und als er plötzlich an einem tiefen Graben stand, der sein Weitergehen hemmte, wäre er am liebsten gleich in den Schnee hingesunken. Da klang wieder das Bellen der Hunde aufmunternd in seine Seele, er konnte nicht mehr fern vom Dorfe sein; er nahm einen Anlauf, um den Graben zu überspringen, er sprang — doch er war zu matt und stürzte hinein. Der Schnee ließ ihn weich fallen und langsam, mit unsäglicher Mühe begann er mit den steifen Gliedern sich hinauf zu arbeiten. Vollständig kraftlos erreichte er endlich den Rand des Grabens und kletterte heraus. Der Sturm führte ihm die Mütze vom Kopfe, aber er drehte nicht einmal das Gesicht mehr danach hin. Vorwärts ging er, fast ohne Besinnung, an seinen Füßen hing es wie Blei, ganz nahe bellten die Hunde, er hörte es kaum mehr, nur noch wankend that er einige Schritte, dann brachen unter ihm die Füße zusammen — er sank hinein in den kalten Schnee — —

Die Morgensonne stieg so klar am wolkenlosen Himmel empor, als freue auch sie sich auf das nahende Weihnachtsfest. So freundlich sie in die Spiegelscheiben der Paläste schien, so freundlich sah sie auch durch die beeisten Fenster in Gottfried Schulzens, des Tagearbeiters elende Stube. Der saß noch immer, wie wir ihn den Abend verließen auf seinem Stuhle. Bleich war sein Gesicht, an seinem Backenbarte glänzte dicker Reif, sein Auge war nur halb geschlossen, man wußte nicht, ob er lebe oder todt sei. Auf dem elenden Lager schlummerte seine Frau und der kleine Fritz. Gegenüber lag das todte Lischen auf dem wenigen Stroh; von der Arbeitsschürze des Mannes bedeckt, in dem offenen stillen Gesichtchen funkelte ebenfalls heller Reif.

Da klopfte es an die Thür und unaufgefordert trat eine Frau in die Stube. „Guten Morgen, Nachbar Schulze!" rief sie im Eintreten, „wollt Ihr nicht — aber Herr Gott, wie seht Ihr denn aus?" Sie starrte den armen gebeugten Mann ganz erschrocken an, er vermochte ihr aber nicht sogleich zu antworten. „Herr Jesus! was ist denn hier passirt?" rief sie wieder und sah sich in die Stube um, sie erblickte Lischens Leiche und schlug in die Hände. „Also schon todt?"

Indem öffnete die Mutter die Augen. Sie richtete sich halb auf und blickte mit stierem Auge umher, als müsse sie sich erst besinnen, was ihr begegnet sei.

„Frau Nachbarin!" rief die hereingetretene Frau, „mein Gott was ist denn das hier? Das Kind todt, der Mann

halb verfroren, kein Bischen Feuer im Ofen! Aber warum seid Ihr denn nicht zu mir gekommen, wenn so große Noth dagewesen ist?"

„Wir haben's ja schon so oft gethan und sind Euch schon so viel schuldig!" sagte die Mutter mit halblauter Stimme und stand langsam von ihrem Lager auf. Nun erst fielen ihre Augen auf die Leiche und dann auf ihren Mann, aber sie sagte kein Wort. Langsam ging sie an das Lager des todten Kindes, kniete dort nieder und wischte leise mit der Schürze den Reif von dem kalten Gesichte. Dann faltete sie die Hände und sah lautlos, thränenlos in die erstarrten Züge.

Unterdessen war mit gutmüthigem Brummen und Schelten die Nachbarin an den Ofen getreten und hatte hinter demselben vergebens nach Holz gesucht, öffnete dann die Ofenthüre und ging kopfschüttelnd zur Thür hinaus.

Die Frau des Stellmacher Müller war es, der eine Kellerwohnung des Nachbarhauses inne hatte. Eine gar herzensgute Frau! Ihr Mann war durch Unglücksfälle heruntergekommen und betrieb schon lange seine Profession nicht mehr; dafür hackte er Holz, machte bei Leuten den Handlanger und schlug sich mit seiner Frau kümmerlich, aber ehrlich durch. Ein wahres Glück in ihrer Armuth war es, daß sie keine Kinder hatten. Die Frau war eben zu Schulzens gekommen, um den Mann zu fragen, ob er mit ihrem Manne zusammen eine Fuhre Holz klein machen wolle, die er eben in Accord genommen; aber vor Schrecken über das Elend, das sie gefunden, hatte sie ihren Auftrag

gar nicht ausgerichtet und kam noch ganz außer sich nach ihrer Wohnung. „Du lieber Gott!" rief sie, „da drüben sieht's erschrecklich aus! Kein Brot, kein Holz, das Kind todt auf dem Stroh, der Mann halb verfroren!"

Sprachlos sah ihr Mann sie an.

„Sperre nur's Maul nicht so lange auf!" rief sie ihm zu, „jetzt heißt's geholfen! Mache schnell das Scheit Holz hier klein und trag's hinüber; ich will unterdessen Kaffee kochen!"

„Frau!" sagte ihr Mann, „das ist ja aber unser letztes Scheit, sollen wir uns denn nicht einmal morgen zum ersten Weihnachtsfeiertage eine warme Stube machen?"

„Ei was morgen!" rief sie, „Schulzens brauchen es heute; mache nur rasch!"

„Womit willst du denn aber den Kaffee kochen?"

„Das ist deine Sorge nicht, ich koche ihn drüben und für uns bleiben zu heute Nachmittag auch noch ein paar Stückchen übrig. Nun aber spute dich!"

Der Mann hatte Axt und Säge ergriffen; nahm das Scheit auf die Schulter und ging.

„Recht hat sie!" brummte er vor sich hin, „kommt Zeit, kommt Rath!" und nun fing er an zu sägen, als hinge Tod und Leben von seiner Eile ab. Bald war er fertig, reichte seiner Frau Axt und Säge in den Keller hinunter und rief ihr zu: „Nimm doch auch das Stück Brot mit, das noch unten liegt, es giebt ja doch heute nach dem Holzmachen Geld!" Dann packte er das klein gehauene Holz auf den Arm und ging zu Nachbar Schulze

hinüber. „Guten Morgen!“ sagte er und legte ganz leise das Holz an den Ofen, „potz Wetter, was ist es hier kalt! Na wartet nur, es soll bald warm werden!“

Hinter ihm her kam seine Frau mit dem Kaffeetopfe voll Wasser, machte ein prasselndes Feuer an und bald durchzog eine heimliche Wärme, vermischt mit dem frischen Kaffeedufte das Zimmer, daß Schulze, der bis jetzt, immer in stumpfer Gleichgiltigkeit vor sich hinstarrend, dagesessen hatte, sichtlich aufzuthauen anfing.

„Aber wie sollen wir euch denn das vergelten!“ sagte die Mutter mit Thränen in den Augen, aber Nachbar Müller meinte: „Macht nur nicht so viel Wesen, ein andermal helft ihr uns wieder, als Nachbarsleute müssen wir uns beispringen!“ Dann aber wandte er sich zu ihrem Manne. „Nachbar, könnt Ihr mir heute eine Fuhre Holz klein machen helfen? Es giebt gleich Geld!“ Das brachte neues Leben in ihn. Er stand von seinem Stuhle auf, aber nunmehr ergriff ein Zittern seine Glieder. „Herr Gott, wie siehst du aus!“ sagte seine Frau, „warum hast du dich denn nicht mit hergelegt? du hättest ja erfrieren können!“ Er aber antwortete nicht und erst als er einige Tassen Kaffee getrunken und etwas Brot gegessen hatte, fand er die Sprache wieder. Er drückte seinem Nachbar die Hand und sah sich dann im ganzen Zimmer um. „Wo ist denn nur Friede?“ das waren seine ersten Worte. Da fuhr seine Frau im jähen Schreck in die Höhe. „Herr Gott, der ist ja die ganze Nacht nicht dagewesen!“ rief sie,

„an den habe ich ja in meinem Jammer gar nicht gedacht; es wird ihm doch kein Unglück passirt sein?"

„Nu nu! 's wird nicht gleich so arg sein!" tröstete Müller, er wird schon kommen, wer weiß, wo er die Nacht besser geschlafen hat. Wenn nur der Wetterjunge bald nach Hause geht, er soll uns ja die Säge ziehen helfen!" Er stand auf und wollte sich nach dem Fenster wenden, um sich in der Straße umzuschauen, da hallten rauhe Tritte auf dem Hausflur und ein Polizeidiener trat, ohne anzuklopfen, in die Stube. Er blickte, ohne ein Wort zu sprechen, die verwunderten Leute scharf an und sah sich dann nach allen Seiten im Zimmer um. „Wo ist euer Sohn Gottfried?" sagte er endlich barsch.

„Das weiß ich selber nicht!" erwiederte Schulze ihn mit großen Augen ansehend, „er ist schon seit gestern Abend fort. Was ist denn mit ihm los?"

„Der Nichtsnutz hat gestern Abend auf dem Markte einen Thaler gestohlen!"

Da fuhr die Mutter, bleich wie die Wand geworden, von ihrem Stuhle empor. „Gestohlen?!" schrie sie auf, daß es Jedem durch Herz und Seele schneiden mußte.

„Nu nu! habe sie sich nur nicht so!" fuhr sie der Polizeidiener an, „wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen!"

„Donnerwetter! wir sind hier ehrliche Leute!" rief Müller aufspringend, „halten Sie Ihr —"

„Stille, Nachbar! macht kein Unglück!" sagte der gebeugte Vater und hielt Müllers Arm, den dieser in die

Höhe gehoben, „ruhig, Mutter! Sagen Sie doch nur, Herr Wachtmeister, wie ist denn das mit meinem Gottfried?"

„Was ist da noch zu sagen?" erwiederte der Polizeidiener, „er hat gestern gestohlen und ist ins Gefängniß gebracht worden. Die Nacht ist er aus dem Fenster entsprungen, und nun wird er wohl wieder bei Euch stecken. Macht nur nicht soviel Federlesen und gebt ihn heraus, sonst kann es auch für Euch nicht gut werden!"

„Bei uns ist er nicht!" sagte Schulze, „sehen Sie selber nach; ich weiß seit gestern Abend nichts von ihm."

Der Polizeidiener sah den Dasitzenden der Reihe nach prüfend ins Gesicht und spähte dann in der ganzen Stube umher. Plötzlich schritt er auf das zugedeckte Strohlager los, worunter das todte Lischen lag; rasch hob er die Decke auf, ließ sie aber auch eben so schnell wieder sinken. Er war ganz blaß geworden. Stumm entfernte er sich.

Nun aber brach der Jammer der Mutter los. „Das überlebe ich nicht!" rief sie, die Hände ringend, „Lischen todt und Friede — ein Spitzbube! Wäre er doch lieber auch gleich gestorben! o mein Herr und Gott!"

„Laß gut sein, Frau!" sagte Schulze den Kopf aufrichtend, „wer weiß, wie das gekommen ist und warum er es gethan hat. Es ist ein guter Junge, ich glaube beinahe er hat es in seinem Unverstande unseres Elends halber gethan, wüßte sonst nicht, wie er mit einem Male so schlecht hätte werden sollen; er wird schon wieder kommen."

„Habt Recht, Nachbar, ich begreif' es sonst auch nicht!" sagte Müller. „Nur ruhig, Frau Nachbarin, es wird noch

Alles gut werden. Nun aber flink, Schulze, wir kommen sonst zu spät!"

Langsam stand der Vater auf, sah seinem Lischen noch einmal in das bleiche Gesicht, nahm dann Axt und Säge und ging mit seinem Nachbar still hinaus.

Lange saß die Mutter noch mit gesenktem Haupte da, dann aber erhob sie sich, suchte ein Stück alte Leinwand, die wohl zu einem andern Zwecke bestimmt gewesen war, hervor und begann ihrem Lischen ein Todtenhemd zu nähen. Thräne auf Thräne netzte ihre Arbeit, nur dann und wann hielt sie inne, mit trüben, verweinten Augen gedankenvoll durch die halb abgethauten Fensterscheiben starrend.

Gegen Mittag war sie fertig. Sie hob die verdeckende Schürze von ihrem todten Lieblinge und sah ihn lange schluchzend an. Dann hob sie die kleine Leiche auf, liebkosete sie und nannte sie mit tausend süßen Namen als lebe sie noch. Still weinend entkleidete sie sie, wusch sie und zog ihr das Hemdchen an. Dann ging sie zum Fenster. Dort stand in einem zerbrochenen Topfe ein Geranium. Sie schnitt die Zweige ab und steckte sie in die glatt gestrichenen Haare des Kindes und in die Falten des Hemdes. Wie ein bekränzter Engel lag die kleine Todte da.

Der kleine Fritz, der, seit er erwacht war, still, als fühle er auch, was die Mutter drücke, in einer Ecke gesessen und der Arbeitenden aufmerksam zugesehen hatte, kam jetzt leise herbei und streichelte die Hand der kleinen Leiche. „Ach Mutter, wie hübsch Lischen ist," sagte er. Die Mutter weinte nur noch mehr.

Jetzt that sich die Thür auf und Müllers Frau trat in die Stube, sie trug etwas unter ihrer Schürze. Da bringe ich ein Bischen Suppe!" sagte sie und setzte einen Topf auf den Tisch. „Ihr habt doch nicht ans Kochen gedacht!"

„Ach, Frau Nachbarin, Ihr meints gar zu gut!" erwiederte die Mutter, „wenn ich auch dran gedacht hätte, 's ist ja kein Pfennig Geld im Hause! Ich möchte auch gar nichts wieder essen; doch Fritz wird hungrig sein, und — mein armer Mann."

„O für den sorgt nicht, der hat schon bei mir mitgegessen und nach ein paar Stunden sind sie mit der Arbeit fertig." —

„Ach, Frau Müllern, rathen Sie doch nur, wo sollen wir denn nun einen Sarg herbekommen, und alle die Kosten des Begräbnisses?"

„Dafür wird der Herrgott auch schon sorgen. Haben Sie nur guten Muth, Frau Schulzen!" tröstete die Nachbarin und entfernte sich sodann, denn sie meinte, sie habe heute gar viel noch für ihre Wirthschaft zu besorgen.

Vier Uhr schlugs und es begann schon wieder dunkel zu werden, als Schulze mit Axt und Säge ins Zimmer trat. Nicht so heiter, wie sonst, sprang Fritz dem Vater entgegen. Stumm ergriff er dessen Hand und führte ihn nach Lischens Lager. „Sieh nur, Vater," sprach er, „wie hübsch Schwesterchen ist."

Der Vater erstaunte und blickte wehmüthig auf seine Frau.

„Es ist dir wohl heute recht sauer geworden?" fragte diese, als wolle sie ihn auf andere Gedanken bringen.

„Ohne ein Wort zu reden, reichte er seiner Frau zwanzig Silbergroschen und bat sie sodann, schnell einen Topf Kartoffeln zu kochen. „Nachher," sprach er, „will ich noch einmal zum Herrn drüben gehen und sehen, ob ich Geld kriegen kann; dann will ich einen Sarg kaufen. Wenn ich nur wüßte, wo Friede wäre und was aus ihm geworden ist. Mir wird doch jetzt Angst um den Jungen."

„Das hat mich schon den ganzen Tag gequält" sagte die Frau. „Man weiß nicht einmal, wo man ihn suchen soll. Wenn ich nur wüßte, warum uns der Herrgott jetzt das Leid so Alles auf einmal schickte!" Sie ging mit trübem Kopfschütteln zur Thür hinaus, um das frugale Abendbrot zu besorgen.

Nach dem Essen ging der Vater zum Herrn in das große Haus hinüber, für den er oft arbeitete. Er wollte ihm noch einmal seine Noth klagen, und ihn um Vorschuß bitten. Und der Herr war ja so reich! Er wohnte in einem prächtigen Hause und hatte viele, viele Arbeiter in Beschäftigung, die ihm Jahr aus, Jahr ein, einen so schönen Thaler Geld verdienen müssen.

Zagend schellte Gottfried an der Hausthür. Sie sprang auf, eine blendende Gasflamme erhellte den schönen Hausflur und beleuchtete die mit bunten Teppichen belegte Treppe, welche zu den Zimmern des Herrn hinaufführte. Lange kratzte Schulze seine Füße auf einer Strohdecke ab, nahm dann seine Mütze in die Hand und schlich langsam die

Treppe hinauf. Oben war es noch viel schöner. Niemand befand sich im offenen Vorzimmer und — wehrte ihm — den Eintritt. Weiter wagte er jedoch nicht zu gehen. Zehnmal versuchte er, an die Thür des Zimmers anzuklopfen, aus welchem lauter Jubel tönte; jedoch immer wieder ließ er die Hand herabfallen. Endlich sank er auf einen Stuhl nieder, welcher dort stand. „Ach, du lieber Gott, wie sauer wird mir der Gang!“ sprach er vor sich hin und seufzte tief. „Wollte Gott, ich wäre erst wieder zu Hause!“

Und da drinnen in den schönen Sälen gings ganz anders zu, als da drüben bei dem armen Manne, der jetzt zagend im Vorzimmer saß! Blendende Helle strahlte von hundert Lichtern, die an den Wänden und an mehren, deckenhohen Weihnachtsbäumen brannten. Verschwenderisch waren die Letzteren mit den theuersten Sachen so sehr behängt, daß die Zweige unter ihrer Last sich bogen. Außerdem lagen große Haufen Spielsachen, Kleider, Bücher, und wer weiß, was sonst noch Alles, auf den Tischen umher. Herr Dornbusch sah mit seiner Frau vergnügt auf das Toben und Treiben vor ihnen. Seine vier Kinder, ein Hauslehrer, eine Erzieherin und noch einige andere Personen empfingen ihre Geschenke. Es war ja heute Weihnachtsheiligabend. O welch' ein Jubel erschallte aus dem Munde der Kinder! Und mitten darunter schritten die glücklichen Eltern umher und machten ihre Lieblinge auf Manches aufmerksam, das diese in der zu großen Menge übersehen hatten. Und immer von vorn begann die Freude der Glücklichen! Sie spektakelten, daß man es weithin hören konnte.

Und draußen saß der arme gebeugte Vater und wollte um Mitleid flehen für sich und seine unglückliche Familie. Was mochte er bei dem Jubel da drinnen fühlen? O gar gern hätte er auch seinen Kindern eine Weihnachtsfreude gemacht; doch — Lischen lag im Sterbehemdchen, Gottfried vielleicht erfroren auf dem Felde und der arme Fritz weinte daheim mit der Mutter.

Da dachte er noch einmal so recht lebendig an die Noth der Seinen und der Muth kehrte in seine Brust zurück. Er stand auf, ging an die Thür und klopfte leise an. Aber wie hätte man solch ein Klopfen da drinnen vernehmen können! Oskar, der älteste, etwa zwölfjährige Sohn des Herrn Dornbusch hatte besonders seine Freude an einer prächtigen Armbrust, die er unter seinen Geschenken gefunden. Er legte einen Bolzen darauf und zielte gegen die Thür, hinter welcher unser armer Bittender mit dem Ohre lauschte, ob man nicht: herein! rufen möchte. Da knallte der Bolzen mit gewaltiger Kraft dagegen, so daß sie, nicht völlig geschlossen, aufsprang. Erschreckt prallte Schulze zurück, als wär er auf bösen Wegen. Herr Dornbusch hatte ihn aber bereits bemerkt. „Was wollet Ihr schon wieder?" redete er ihn barsch an. „Ach, gnädiger Herr," antwortete dieser stotternd, „ich wollte Sie bitten, sich meiner Noth zu erbarmen. Meine Tochter ist vergangene Nacht gestorben, kein Brot habe ich im Hause und kein Stück Holz bei dieser Kälte. Woher soll ich einen Sarg nehmen, woher Geld, mein Kind in die Erde zu bringen? Geben Sie mir doch nur einige Thaler auf Vor=

schuß, ich will ja alles redlich abarbeiten." So sprach der arme Arbeiter.

„Ich gebe nichts vorher," antwortete Herr Dornbusch, „das macht schlechte Arbeit. Und Euch werde ich überhaupt keine Arbeit wieder geben. Ihr seid ein liederlicher Mensch. Euer Sohn hat mir gestern einen Thaler stehlen wollen und was Ihr jetzt hier herum zu schleichen habt, will ich auch nicht untersuchen, so treibt Ihr's. Nun macht, daß Ihr fort kommt und betretet mein Haus nicht wieder, wenn ich Euch nicht hinauswerfen lassen soll!" Damit schlug er ihm die Thür vor der Nase zu.

Dem getäuschten Schulze flimmerte es grün und gelb vor den Augen und der Boden wankte unter seinen Füßen. Lange stand er, wie gebannt. Endlich ballte er die Faust, hob sie hoch auf und eben wollte er in seiner Wuth damit gegen die Thür schlagen, als er sich besann und langsamen Schrittes die Treppe hinunter ging.

Da stand er nun wieder hoffnungsloser als vorher auf der Straße. Und doch war es ihm, als dürfe er nicht unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren. Langsam und vergebens nach einer Hilfe grübelnd, ging er die Straße hinunter. Der Sturmwind heulte und warf einen Schneeregen in dicken Wolken von den Dächern herab. Alle Häuser, vor denen er vorbei wanderte, strahlten vom Kerzenlichte und erklangen vom fröhlichen Jubel. Und draußen wandert der arme Mann in dünner zerrissener Kleidung, durch welche der kalte Nordwind pfeift, und sucht nach Rettung und Hilfe.

„Nur einen Sarg für mein Kind“ flüstert er, „und ich will nicht klagen. Nur meinen Friede wieder, der für mich hat stehlen wollen, und nun in der Angst seines Herzens bei dem schrecklichen Wetter umherläuft ohne Brot und Obdach. O, lieber Gott, ist denn gar keine Hilfe, nicht einmal diese geringe?“

Von trüben Gedanken gepeinigt, war er in eine kleine, enge Gasse getreten. Dort flimmerten die Lichtlein nicht so zahlreich und so hell; nur hie und da erblickte man einen prangenden Weihnachtsbaum; nur selten vernahm man den Jubel der Kinder. Plötzlich blieb er — vor einem niedrigen Hause stehen. Er besah dasselbe von oben bis unten, lugte nach der Hausnummer und nickte dann mit dem Kopfe. „Richtig,“ sagte er vor sich hin, „hier wohnte er; muß einmal sehen, was er macht und ob's ihm besser geht als mir!“ Er besann sich nicht lange und klopfte an die Thür.

In dem kleinen Hause wohnte vor langer Zeit der Tischler Seemann. Er war ein Jugendfreund von unserem Schulze. Bis vor einigen Jahren hatten beide große Freundschaft mit einander unterhalten, da aber entfernte sie beiderseitige Noth von einander und sie hatten sich seitdem nie wieder gesehen.

Die Thür öffnete sich bald und Schulze trat ein. „Wohnt hier noch der Tischler Seemann?“ fragte er den Knaben, welcher die Thür geöffnet hatte. „Ja, der wohnt hier im Hinterhause, unten rechter Hand,“ antwortete der Gefragte.

Schulze tappte sich durch den dunklen Hausflur und

fand bald die beschriebene Wohnung. Er blickte durch eine kleine Oeffnung des Fensters, die das Eis freigelassen hatte und konnte nun das ganze Zimmer übersehen. O weh! da sah es auch nicht zum Besten aus!

Dessen ungeachtet brannte ein Bäumchen auf einem Tische und eine Anzahl Kinder sprang freudig um dasselbe her. Er suchte nach seinem alten Kameraden — richtig, da saß er in der Ecke in einem alten Lehnstuhle. Schulze säumte nun nicht mehr und öffnete schnell die Stubenthür. Aller Augen richteten sich auf den Hereintretenden und die Kinder unterbrachen ihre Freude. „Ei, der tausend!" rief Seemann, „bist du's denn wirklich, Herzensfreundchen? In aller Welt, wo kommst du denn her?" Dabei sprang er ihm entgegen und reichte ihm seine Hand, die er herzlich schüttelte. „Aber, der Geier! wie siehst du aus, Bruder!"

„Ja, lieber Gott," meinte Schulze, „es sind schlechte Zeiten für Unsereins. Ich hatte da eben einen Gang zu machen und kam hier vorbei; da mußte ich doch einmal sehen, ob du noch lebst."

„Das hast du recht gemacht! Setz dich her in den Großvaterstuhl und wärme dich. Frau, hast du nicht noch Kaffee im Ofen stehen? Bring' doch unserem Schulze geschwind eine Tasse, die wird ihm wohl thun." So sprach der erfreute Tischler.

„Sind das alle deine Kinder?" fragte Schulze.

„Ja wohl," erwiederte Seemann, „sieh nur her, acht Stück, wie die Orgelpfeifen, eins immer dicker als das andere. Sie fressen mir bald die Haare vom Kopf runter,"

fuhr er, sich hinter den Ohren kratzend, fort, wenn's nur immer genug zu Knabbern gäbe! Na, Gott sei Dank, oft sind sie noch nicht hungrig zu Bette gegangen. — Aber, Kamerad, wo treibst du dich denn am heiligen Abend herum und bist nicht zu Hause geblieben bei deinen Kindern? Hast du ihnen kein Bäumchen gemacht?"

„Du lieber Gott!" sagte Schulze, „bei mir ists vorbei mit dem Bäumchen. Kaum's liebe Brot im Hause, kein Stück Holz. Lischen ist mir vorige Nacht gestorben und Friede — weiß Gott, wo der ist und meine Frau sitzt mit Fritz zu Hause und weint."

Theilnahmvoll trat bei den traurigen Worten die ganze Familie um ihn her, und die Freude verstummte sogar bei den Kindern.

„Aber du armer Mensch," sprach Seemann, „da hast du ja einen traurigen Weihnachten! O das thut mir in der Seele leid. Hast du denn gar keinen Verdienst gehabt?"

„Dann und wann wohl, aber meine Frau ist lange krank gewesen und da ist denn alles drauf gegangen. Und was sind ein paar Thaler in der Woche für eine Familie? Gestern Abend hatte ich auch keinen Heller mehr. Heute habe ich zwanzig Silbergroschen mit Holzhauen verdient, dafür kann ich aber auch noch keinen Sarg kaufen, — und das ist eben meine größte Noth?"

„Einen Sarg?" fuhr Seemann auf, „nu warum bist du denn nicht gleich zu mir gekommen? Weißt ja, ich hatte früher ein Sargmagazin, ehe ich herunter kam; da

sind noch so ein paar Dinger übrig geblieben. Ich dachte sie noch einmal selbst zu brauchen, aber, Gott sei Dank, noch sind sie nicht nöthig gewesen. He, Ernst!" rief er seinem ältesten Sohne zu, „geh' einmal gleich nach dem Bretterschuppen, oben in den Balken müssen noch zwei oder drei Särge stehen; bring den größten herunter, wir wollen ihn morgen früh noch ein Bischen anstreichen."

Schulze wäre dem alten Seemann beinahe um den Hals gefallen. Das war ja eben seine größte Sorge gewesen, dem lieben Lischen die letzte Ehre zu erweisen und nun war der Stein von seinem Herzen gewälzt.

„Du bist noch immer der alte kreuzbrave Seemann!" sagte er endlich und schüttelte ihm die Hand. „Aber wie soll ich's denn wieder gut machen?"

„Das wird sich schon finden, sprich nur jetzt nicht davon. Man muß sich einander helfen, wie's geht."

Unterdessen hatte Ernst den Sarg hervorgesucht und brachte ihn auf seinen Schultern in die Stube.

„Konntest ihn draußen lassen!" sprach der Vater, „was soll er denn hier in der Stube."

„Laß nur gut sein, Bruder!" sagte Schulze, „ich will ihn gleich mit nach Hause nehmen; brauchst ihn nicht mehr anzustreichen, er ist ja noch wie neu — denk dir doch nur was meine Frau für eine Freude haben wird, wenn ich ihn noch heute mitbringe. 's ist freilich eine traurige Freude!" sagte er seufzend, „aber die größte Sorge ist doch fort." Er stand auf und nahm seine Mütze.

„Setz dich nur noch ein Weilchen hin und wärme dich

ordentlich!" rief Seemann. „Frau, bring doch noch eine Tasse Kaffee."

Indem trat diese aus der Kammer und stellte ein Packet, in ein Tuch gebunden, auf den Tisch. „Das nehmt Eurer Frau und Euren Kindern mit, Schulze!" sagte sie, „und grüßt sie schön." Der arme Arbeiter wußte nicht, was er sagen sollte. Er vermochte nicht zu danken, sondern drückte stumm Seemanns und seiner Frau Hände.

„Wahrhaftig!" sagte er endlich und die hellen Thränen liefen ihm über die Backen, „fänd' man nicht noch manchmal bei Seinesgleichen einen Liebesbeweis, man müßte vergehen; denen der liebe Gott die Mittel gegeben hat, um den Andern zu helfen, die werden's einmal nicht dort oben verantworten können, wie sie damit umgegangen sind!" Und nun erzählte er, wie es ihm bei dem reichen Dornbüsch ergangen.

Schulze brach endlich auf. Die ganze Familie begleitete ihn bis auf den Hof. Dort drückten die beiden Männer noch einmal einander die Hände und der Vater eilte raschen Schrittes, mit dem Sarge seiner Tochter auf der Schulter, seinem Häuschen zu. „Nun nur noch Friede," sprach er für sich, „das macht mir noch schwere Sorge! Morgen früh muß ich sehen, ob ich ihn finde."

Bald war er daheim in seinem Stübchen. Die Mutter bekam einen freudigen Schreck, als sie ihren Mann so bepackt ankommen sah. „Ach Gott sei Dank!" rief sie. „Siehst du, der Herr ist doch nicht so hartherzig, wie du immer sagst; nun hat er uns doch geholfen." „Meinst du?" sprach ihr Mann. „Von Seemann's habe ich den Sarg.

Der Schurke da drüben hat mich für immer abgewiesen. Doch, laß gut sein, Frau, wir wollen nicht mehr daran denken, sondern jetzt an das Nöthigste für unser Lischen."

Der Vater ging hinaus nach dem Hofe und kam bald mit dem Arme voll Mauersteine herein. Diese baute er in der Stube in zwei Haufen auf und stellte dann auf dieselben den Sarg. Dann lockerte er die Hobelspähne auf, legte an's Kopfende ein von der Mutter mit Heu gestopftes altes Kissen und das letzte Bett Lischens war fertig.

Der kleine Fritz saß in einem Winkel am Ofen. Anfänglich hatte er dem Vater bei seiner Beschäftigung geholfen; als aber die Mutter über die Hobelspähne ein weißes Tuch breitete, ein Kissen darauf legte und dann mit Thränen im Auge nach dem todten Schwesterchen ging, schlich er sich fort und setzte sich in den Winkel, und als nun der Vater Lischen bei den Schultern und die Mutter bei den Füßen aufhoben, sie nach dem Sarge trugen und hinein legten, — da fing er bitterlich an zu weinen. „Legt doch Schwesterchen nicht darein in den alten schwarzen Kasten," rief er voller Angst, sprang auf und trippelte umher, ohne sich näher zu wagen.

„Komm doch her, Fritzchen," sprach die Mutter „und sieh dein Schwesterchen an, wie sie so hübsch ist."

„Nein, nein," schrie der Knabe, „ich will sie nicht in dem Sarge sehen; legt sie doch heraus, daß sie wieder aufwacht."

„Lischen wacht nicht wieder auf" sprach die Mutter zu ihm und nahm ihn auf ihren Arm. „Sie ist schon

beim lieben Gott da oben, wo dein Großvater und deine Großmutter auch schon sind und vielleicht auch — dein Bruder!" Bei diesen Worten brach abermals ihr Schmerz furchtbar hervor. Sie weinte heftig, daß sie am ganzen Leibe zitterte. Fritz umschlang mit seinen Aermchen ihren Hals und rief ohne Aufhören: „Mutter, Mutter, weine doch nicht, Lischen soll ja im schwarzen Kasten bleiben!"

Der Vater stand bis jetzt an dem Sarge seines Kindes und starrte mit unbewegten Augen darauf nieder; nun aber, bei dem Jammern seiner Frau, traten auch in seine Augen die Thränen. Rasch wendete er sich um, ging an's Fenster und legte seine heiße Stirn an die kalten Scheiben. Die herabfallenden Thränen froren auf dem Fensterbrette zu Eis.

„Mutter, mich hungert!" unterbrach jetzt der kleine Fritz die Todtenstille des Zimmers. Diese Klage brachte den Vater wieder zu sich selbst und die Mutter hatte unwillkürlich nach einer kleinen Schachtel gegriffen, die auf einem Brette hinter dem Ofen stand. Dort pflegte sie ihr Geld aufzubewahren, und auch jetzt hörte man beim Herabnehmen derselben einige Geldstücke darin klappern.

„Laß nur stehn, Frau," sprach ihr Mann, „hab' ganz vergessen, daß dir die Seemann etwas mitgeschickt hat. Wo ist denn das Bündel geblieben, das ich mitbrachte?" Er nahm die nur sehr matt brennende Blechlampe vom Tische und leuchtete im Zimmer umher, bis er es entdeckte. „Da Frau, es ist doch wohl ein heil'ger Christ drin!" Die Mutter sah ihren Mann erst verwundert an und öffnete

dann mit zitternden Händen das Packet. Einige Stücke Kuchen, ein Paar Strümpfe und ein Tuch kamen zum Vorschein. Und wenn die letzteren Stücke auch schon getragen waren, so war die Freude der armen Frau darüber doch sehr groß. Sie vergaß fast auf einen Augenblick ihr Leiden, bis ihr wieder der Gedanke an den verlorenen Friede von Neuem das Herz schwer machte.

„Mann," begann sie, „nun sprich doch einmal, was soll denn wegen Frieden geschehen? Du hast doch noch gar nichts gesagt?"

„Was soll ich denn machen?" sprach der Mann, „habe ich denn schon Zeit gehabt? Lieber Gott, ich konnte doch heute schönes Geld verdienen, sollte ich denn das nicht? Was würde aus uns, wenn ich heute nichts bekommen hätte? Und was soll ich denn auch wohl thun? Sieh mal, als ich heute Holz klein machte, kam der Polizeikommissar vorbei. Den habe ich genau nach Allem ausgefragt. Er hat mir aber auch weiter nichts sagen können, als was wir bereits wissen. Nun habe ich aber mit Müller verabredet, morgen ganz früh, wo wir doch wegen des Weihnachtsfestes nichts verdienen können, vor die Stadt zu gehen und auf verschiedenen Dörfern umherzufragen, ob wir nichts über ihn erfahren können. Weißt du sonst noch einen Rath, Frau, so sag's; mir soll's recht sein."

„Ach Gott, ich weiß ja nichts zu sagen," antwortete sie, „aber du hast recht. Geht doch ja und sucht! Wenn ich nur erst wissen sollte, wie er dazu gekommen ist, zu stehlen. So oft habe ich ihn davor gewarnt, denn er hat genug

schlechte Gesellschaft, noch nie hat er eine Stecknadel genommen, und nun muß er uns solch einen Kummer machen!"

„Laß gut sein, Frau, er hats gut gemeint. Er hat unsere Noth gesehen und hat uns helfen wollen. Was weiß solch ein Junge vom Stehlen!"

„Und was soll mit Lischen werden? Wann wollen wir sie denn begraben? Ach Gott, ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht!"

„Die Müllern ist heute schon beim Küster gewesen, und hats angezeigt. Uebermorgen wollen wir sie unter die Erde bringen, wenn wir noch Geld anschaffen können. Es kostet so viel Geld, wenn man in die Welt kommt und beinahe noch mehr, wenn man wieder 'raus will."

„Geh doch nur noch einmal zum Armenvorsteher, vielleicht giebts da noch etwas!" rieth die Frau.

„Zu dem?" fragte der Mann; „nein Frau, in meinem Leben nicht wieder. Da soll ich mich noch anfahren lassen und doch nichts kriegen? Nein, nein, lieber will ich verhungern, wenn die Arbeit nicht mehr geht; dann können sie sehen, wie sie mich in die Erde bringen."

„Aber sprich doch nicht so," sagte die Frau ängstlich. „Es wird schon noch einmal besser werden, wenn du nur fromm genug bist und auf Gott bauest!"

„Ach was fromm! Was ist denn fromm? Quäle ich mich nicht genug, uns redlich durch die Welt zu bringen? Ich habe noch keinem Menschen einen Heller genommen und freue mich nur, wenn ich immer Arbeit bekommen kann. Was soll ich denn noch thun?"

„Beten sollst du, denn siehe, es stehet geschrieben: Bete und arbeite."

„Nun, beten kann ich auch noch," sprach der Mann. „Aber mach' nun, daß du zum Schlafen kommst, es wird hier schon wieder so kalt, daß ich kein Glied mehr rühren kann."

Die Lampe wurde ausgeblasen. Bald schlummerten Beide, den kleinen Fritz zwischen sich, fest auf dem harten Lager, und hatten Noth und Leiden vergessen.

Drüben in dem großen Hause war noch Jubel bis tief in die Nacht hinein: so nahe ist oft Ueberfluß und Elend bei einander. Der Reiche kennt den Armen nicht, denn er hört es nur mit den Ohren und nicht mit dem Herzen: Liebet euch unter einander. Hätte nur der reiche Dornbusch einiges Wenige von den vielen Geschenken zurückgelassen, und das Geld dafür dem armen Schulze gegeben, hätte er sich nur einmal herabgebeugt und mit offenem Herzen gesehen, wo es den Armen drücke, es wäre diesem geholfen gewesen — wie kann aber die Bruderliebe mit dem Hochmuthsteufel und der Selbstsucht in einem Herzen wohnen?

Der heilige Weihnachtsmorgen war angebrochen. Kinder liefen geputzt schon früh, ehe es kaum ganz hell geworden, über die Straße von Haus zu Haus eilig und mit überglücklichen Gesichtern. Ein niedliches Mädchen mit ihrer Puppe im Arme trippelt durch den Schnee und hebt sorgsam ihr neues Kleidchen mit abgesperrtem Arme empor, daß es ja nicht naß werde und die Mutter nicht schelte. Husch ist sie in das Haus des Nachbars hinein, und wäre

fast die glatten Stiegen zur Hausthür hinauf gefallen vor lauter Eile, recht bald ihren kleinen Bekannten zu erzählen, was ihr der heilige Christ gebracht hat.

Dort trabt ein Knäblein daher auf seinem Steckenpferde, die Peitsche in der Hand und die Trommel am rothen Bande um den Hals hängend. Muß er doch probiren, ob's Füchschen gut trabt und ob die Schäfte der neuen Stiefel für den Schnee auch lang genug sind. Sieh, wie er galoppirt, blautz! o weh! o weh! da stürzt Roß sammt Reiter in den Schnee. Weithin fliegt Trommel und Peitsche. Schreiend steht das Knäblein wieder auf und hält die voll Schnee hängenden Hände weit ab vom Leibe. Sein Schwesterchen sieht es vom Fenster, kommt schnell herausgelaufen, wischt Brüderchen mit der Schürze den Schnee von den Händen, sucht Trommel und Peitsche zusammen und führt ihn, bedauernd und tröstend, ins Haus.

Da öffnet sich auch die niedere Thür eines Hauses und zwei Männer schreiten auf die Straße. Sie haben Beide Tücher um die Ohren gebunden und grobe, wollene Handschuhe über die Hände gezogen. Sie sind nicht geschmückt und scheinen überhaupt nicht zu wissen, ob Weihnacht sei. Zwei Frauen haben sie vor die Thür begleitet.

„Gottfried!“ ruft die eine den Männern nach, „erfriert nur nicht, es ist doch gar zu kalt!“

Einer von den Männern blickte sich um. „Friert ihr nur nicht und heizt gegen Abend etwas ein!“ erwiederte er und nun schritten Beide, Schulze und Müller, im eifrigen Gespräche die Straße dahin. Als sie am Rathhause vor-

über kamen, blickten sie zu gleicher Zeit nach einem Fenster empor, das mit eisernen Stäben versehen war. Der eine Fensterflügel stand etwas offen.

„Sieh nur!“ sprach Schulze zu seinem Begleiter und zeigte hinauf, „da ist er herausgesprungen. Ich kann nur nicht begreifen, wie's möglich war; das Fenster ist doch ziemlich hoch von der Erde und inwendig gewiß auch. Wenn er nur nicht Hals und Beine gebrochen hat!“

„Sei nicht wunderlich!“ sprach Müller, hätte er Schaden genommen, so hätte er ja nicht fortlaufen können!“

„Hast recht, Nachbar,“ sprach Schulze, „und ich denke, wir werden ihn schon finden.“

Jetzt lag das Thor hinter ihnen. Indeß wohin sollten sie sich nun wenden? Drei Wege dehnten sich vor ihnen aus.

„Höre 'mal, Schulze!“ sagte Müller, „wir machen unsere Reise folgendermaßen: ich gehe rechts und du links, von Dorf zu Dorf fragen wir nach ihm und gehen so um die ganze Stadt herum. Verstehst du? Bis gegen Abend haben wir recht gut den Weg gemacht und in Seedorf treffen wir uns dann wieder im Kruge. So müssen wir ihn doch durchaus treffen, denn in einem muß er doch gewesen sein.“

„Gut!“ sagte Schulze, „also in Seedorf!“ Sie reichten sich die Hände und eilten raschen Schrittes auseinander.

Eine Stunde darauf trat Schulzens Frau mit ihrem Fritz in die Stube der Nachbarin; sie hatte, um sich vor der Kälte zu wahren, ein Tuch um den Kopf gebunden.

„Was tausend," rief ihr die Nachbarin zu, „wohin wollt Ihr denn schon so früh? Setzt Euch doch ein Bischen, sonst nehmt Ihr uns ja die Ruhe mit."

„Wo ich hin will? Ja, Frau Nachbarin, das weiß ich eigentlich selbst noch nicht. Ich wollte erst 'mal hören, was Ihr dazu meint. Seht 'mal, was soll denn mit Lischen werden, die muß doch begraben werden und dazu gehört Geld. Mein Mann ist schon umhergelaufen und kann nichts kriegen; nun dachte ich: „willst selbst 'mal sehen, ob du nicht Rath schaffen kannst. Nun sagt, was meint Ihr?"

„Ja, Frau Nachbarin, Recht habt Ihr schon. Aber wo wollt Ihr denn wohl hingehen?"

„Ich dachte zum Küster und zum Prediger. Die kriegen ja doch das Geld für das Begräbniß und ehe das nicht bezahlt ist, darf ja doch Lischen nicht begraben werden."

„Richtig, das thut nur, aber sputet Euch, sonst trefft Ihr sie nicht zu Hause, die Kirche muß bald angehen."

„Mein Fritz kann wohl so lange hier bei Euch bleiben? Ich will ihn abholen, wenn ich wieder komme und Euch Bescheid bringe."

Mit raschen Schritten ging die Frau hinaus und die Straße hinunter. Ihr dünnes Tuch, unter welches sie die Hände gesteckt hatte, schützte sie wenig vor dem schneidenden Winde, der mit ihrem dünnen Kattunkleide argen Hohn trieb. Bald bog sie in eine Quergasse ein und befand sich auf einem freien Platze, auf dessen Mitte eine Kirche stand. An dieser ging sie vorüber nach einem kleinen Hause und

zog dort ganz leise an einem Klingelzuge. Sie wartete und wartete, doch Niemand öffnete die Thür. „Ich bin doch recht hier," sprach sie, und las an einem Schilde: „Küster Klingmann. Ja, ja, hier wohnt er, willst nur noch einmal ziehen," sprach sie. Aber auch zum zweiten Male vergebens. Beim dritten Zuge erst vernahm sie im Hause die Töne einer Klingel und die Thür öffnete sich. Ein Mädchen fragte nach ihrem Begehren. Sie trug ihr Anliegen vor.

„Warte Sie nur hier," sprach diese, „ich werde gleich wieder kommen und Bescheid bringen."

Aengstlich und zagend stand die arme Frau auf dem kalten Hausflur. Nach einer langen Zeit kam endlich jenes Mädchen zurück. „'s geht nicht, sagt der Herr, eh' Ihr nicht bezahlt, kann das Kind nicht begraben werden. Wenn Ihr nicht zahlen könnt, möchtet Ihr zum Bezirksvorsteher gehen." Damit schlug sie die Thür zu, und überließ es der Frau zu thun, was sie wolle. Langsam schlich diese fort und seufzte schwer. Sie richtete ihren Weg nach dem Nachbarhause, in dem der Prediger wohnte. Auch dort erhielt sie denselben Bescheid. Sie sagte der Magd, daß sie den Herr selbst zu sprechen wünsche. „Ja das geht nicht," antwortete diese, „der Herr läßt heute Keinen vor. Er muß bald in die Kirche." Und damit stand die Arme wieder allein da. —

„Das hätte ich doch nicht gedacht," sprach sie still vor sich hin, indem sie hinaus schritt. Sie wanderte zum Bezirksvorsteher. Dies war der reiche Kaufmann Siemens.

„Du lieber Gott," sprach sie, als sie die breiten Stufen zum Hause hinauf schritt, „wenn's so bei der Geistlichkeit ist, steht's wohl hier noch schlechter." Sie klingelte. Schnell sprang die Thür von selbst auf und sie trat hinein. Da waren viele Thüren, aber in welche sollte sie denn nun gehen. Niemand war da. Zögernd stand sie lange in dem kalten Flur. Endlich kam zufällig Jemand die Treppe herunter. Sie fragte nach Herrn Siemens. „Dort die Thür!" rief ihr der Angeredete zu und verschwand. Die Frau klopfte mehreremale vergebens. Endlich that sich die Thür auf und ein Herr im sammtnen Schlafrocke stand vor ihr.

„Ach gnädigster Herr Bezirksvorsteher, ich muß Sie bitten, sich unserer Noth anzunehmen. Unsere Tochter ist uns gestorben und wir möchten sie begraben. Nun haben wir aber kein Geld, und ehe wir nicht Prediger und Küster bezahlen, dürfen wir sie nicht nach dem Kirchhof bringen."

„Wer schickt Sie, Frau, und wer ist Ihr Mann?"

„Schulze heißt er, er ist Tagelöhner."

„Nun so sage Sie Ihrem Manne, er solle schriftlich einkommen, hört Sie?"

„Aber lieber Gott," sprach noch einmal die Bittende, „unser Kind ist schon vorgestern gestorben, wie sollen wir es denn ins Grab kriegen? Mein Mann kann so viel nicht schreiben und das dauert ja auch so lange."

„Kann nicht helfen, Frau," sagte achselzuckend der Herr, „thut, was ich Euch sage und ich will sehen, was ich dann für Euch thun kann."

Noch einmal wollte die arme geängstigte Frau zu reden versuchen, doch der Herr schob sie fort und schlug mit den Worten: „Nicht einmal am ersten Weihnachtstage hat man vor dem Volke Ruhe!" die Thür heftig zu.

„Ja, ja, mein Mann hat recht," sprach die Frau und schlich trostlos zum Hause hinaus. „Was soll denn nun werden?" fragte sie sich. Die hellen Thränen traten ihr in die Augen und so sehr sie sich auch zwang, das Weinen auf der Straße zu unterdrücken, sie vermochte es nicht. Sie hielt das Tuch vor's Gesicht und kehrte verzagend nach Hause zurück.

Ihr Weg führte sie abermals an der Kirche vorüber. Die Glocken hatten so eben aufgehört, durch ihre feierlichen Klänge die Menschen zum Gottesdienste zu rufen. Weit standen die Pforten der Kirche auf und die Leute strömten in zahlreicher Menge hinein und unwillkürlich wankte auch unsere Unglückliche in dieselbe. Sie schlich in eine Ecke, kniete dort ungesehen nieder und betete ihr Vaterunser. Die Thränen liefen ihr dabei in Strömen herunter und der Zipfel des Tuches war durchnäßt. Sie stand auf und in dem Augenblicke schritt der Küster an ihr vorüber, bei dem sie heute Morgen gewesen war. Von einer bittern Empfindung überwallt, wandte sie ihr Gesicht ab und ging in den Vordergrund der Kirche. Eben trat der Prediger vor den Altar. „Nein, nein! von dem mag ich nichts hören," sagte sie halblaut und eilte hastig zur Kirche hinaus.

Ihre Augen waren noch nicht getrocknet, und mit schnellen Schritten eilte sie vorwärts.

„Prosit Weihnacht Frau Schulzen!" rief sie plötzlich eine Stimme an. Sie blickte auf und sah einen frühern Nachbar, der sie noch in bessern Verhältnissen gekannt und mit dem sie in guter Freundschaft gelebt hatten. „Was ist Euch denn," fragte er sie verwundert, „Frau, Ihr heult ja; was ist denn passirt?" Die Unglückliche erzählte ihm ihr ganzes Leiden. „O Jemine!" sprach der Mann, „wie dauert Ihr mich. Wißt Ihr denn gar keine Hilfe?"

„Wo soll ich denn welche suchen?" antwortete sie. „Ueberall bin ich ja gewesen, wo ich dachte, daß sie mir helfen möchten!"

Der Nachbar griff in die Tasche und schien mit einem Entschlusse nicht recht fertig werden zu können.

„Wie viel Geld müßt Ihr denn haben?" fragte er endlich.

„Einen Thaler fünf Silbergroschen kriegt der Küster und siebzehn Silbergroschen sechs Pfennige der Priester, das macht einen Thaler zweiundzwanzig einen halben Silbergroschen," rechnete sie vor.

Der Mann sah in die Luft, als rechnete er etwas für sich aus, plötzlich aber zog er ein rothbuntes Taschentuch hervor, wickelte es auf und da vernahm man das Klingen des Geldes, das in einem Zipfel desselben eingebunden war. Er band ihn auf, nahm ein Zweithalerstück heraus und reichte es der Frau. „Hier" sprach er, „nehmt es hin und begrabt Euer Kind. Für das Uebrige macht Euch eine warme Stube und ein Abendbrot. Ich habe heute mein

Wochenlohn bekommen und kann es schon entbehren. Könnt Ihr's mir wieder geben, so bringt's mir."

Das hatte die arme Frau nicht erwartet. Stumm blickte sie das Geldstück an und dann wieder den Mann und konnte keine Worte finden, um zu antworten.

„Na, nehmt's nur hin und grüßt Euren Mann. Wenn ich einmal durch Eure Straße komme, will ich mit vorsprechen!" sprach er, und reichte ihr die Hand. „Dank's Euch Gott, Nachbar!" erwiederte sie, „das werden wir Euch nie vergessen. Ehrlich sollt Ihr's wieder haben, so wie wir können."

Als hätte man ihr ein Königreich geschenkt, so eilte die gute Frau freudig dahin. Sie lief mehr, als sie ging und mit strahlenden Augen trat sie in die Stube ihrer Nachbarin, und hielt ihr mit lächelnder Miene das blanke Geldstück entgegen. „Wie wird sich mein Mann freuen, wenn er nach Hause kommt" sprach sie. „Nun will ich ihm auch eine warme Stube machen und eine Mehlsuppe kochen. Vielleicht bringen sie auch Friede mit und dann, Frau Nachbarin, sind wir ja aus aller Noth."

Nun erzählte sie, wie es ihr auf ihrem Wege gegangen sei. „Ja," sprach die Müllern, als jene geendet hatte, „es giebt doch noch Liebe und Zutrauen in der Welt, und gerade bei denen, die es selbst am nöthigsten brauchen; das macht aber, sie fühlen es oft selbst wie die Hartherzigkeit thut."

„Nun komm Fritz," rief die Mutter, wir wollen wieder nach Hause gehen." „Nein, nein, Mutter," klagte der

Kleine, „ich will hier bleiben, bei uns ist es so kalt.“ „Komm nur, Fritzchen, ich will dir Vaters alte Jacke überziehen, dann wirst du warm,“ sagte die Mutter und nahm den Kleinen auf den Arm.

„Heizt doch nur was ein!“ rieth die gutmüthige Müllern, „es ist ja Weihnachten und Geld habt Ihr ja.“

„Ach nein, Nachbarin, das geht nicht; erst gegen Abend will ich Feuer anmachen, sonst würde ja die Stube zum Abend wieder kalt, und zweimal heizen — das geht nicht, das wäre Verschwendung!“

Bald saß sie wieder in ihrem gewöhnlichen Anzuge in ihrer kalten Stube, schlug sich einen alten Sack um die Füße, um sie zu erwärmen, zog dem kleinen Fritz eine Arbeitsjacke ihres Mannes über, und begann, einige Blätter im Gesangbuche zu lesen. Dann nahm sie Nadel und Zwirn, holte die zerrissene Jacke ihres Mannes und fing an, sie auszubessern. Gegen Mittag war sie fertig. Sie schnitt ihrem Fritz ein Stück trockenes Brod ab, nahm selbst einige Bissen und ging dann fort, den Küster und Prediger zu bezahlen. Bei allerhand häuslichen Arbeiten verging der Nachmittag ehe sie es dachte und als es finster zu werden anfing, machte sie Feuer in den Ofen, stellte Wasser bei, und wischte den Tisch ab. Fritz setzte sich dicht an die Thür des Ofens und blickte in das helle Feuer hinein. „O Mutter,“ sprach er oft, „wie schön warm wirds hier; warum machst du denn nicht immer Feuer in den Ofen?“

Die Mutter antwortete nicht und horchte auf. „Vater kommt mit Frieden!“ rief sie plötzlich und eilte nach der

Thür, zu der der Schall von Schritten hereinklang, und wirklich, der Vater trat ein, jedoch — ohne seinen Sohn. Ein großes Bauerbrot trug er unter seinem Arme. „Und hast Frieden nicht gefunden, Mann?" fragte die Mutter ängstlich. „Keine Spur von ihm," antwortete er. „Auf allen Dörfern um die ganze Stadt herum sind wir gewesen und haben nichts gehört, nichts gesehen. Weiß der liebe Gott, wo der Junge steckt!" —

Trauernd setzte sich die Familie um den Tisch herum, erzählte sich die heutigen Erlebnisse und beredete, wie morgen früh ihr Lischen beerdigt werden sollte.

Bald nach dem Essen wurde das Licht ausgeblasen und alle Drei suchten das Lager. Aber noch lange hatte die Mutter die Augen offen und dachte seufzend und mit bekümmerten Herzen an den armen, verlorenen Friede. —

Und Friede war wirklich ein armer Friede, der lag noch besinnungslos und dem Tode nahe auf der gefrorenen Erde bei dem Dorfe, wo wir ihn verließen. Der Sturmwind heulte furchtbar über ihn hin und zerzauste seine Haare auf unbedecktem Kopfe, der auf einem Schneehaufen lag. Aus dem zerrissenen Stiefel blickte der nackte Fuß heraus.

So mochte der Knabe einige Minuten besinnungslos gelegen haben, als er plötzlich durch ein wunderbares Gefühl in seinem Gesichte geweckt wurde. Er war noch zu betäubt, um sich empor richten zu können und fuhr nur mit der Hand nach dem Kopfe; als jedoch das Gefühl nicht nachließ, kam er endlich völlig zum Bewußtsein. Er richtete sich mit halbem Körper in die Höhe. Da sah er vor

sich in der Dunkelheit ein zottiges Ungeheuer, das ihn mit feurigen Augen anglotzte und sein Gesicht geleckt hatte. Im ersten Augenblicke bekam er einen gewaltigen Schreck; als aber das Thier mit dem Schwanze wedelte, und seinen großen Kopf an ihn schmiegte, erkannte er bald einen großen Ketten-Hund. Das Thier that so zutraulich und freundlich, daß Friede Muth bekam, es zu streicheln. Er lehnte sich an und richtete sich auf seine Füße. Nun musterte er auch die Umgebung und rief allmählich seine Erlebnisse in das Gedächtniß zurück. Ach wie traurig wurde er da wieder. In dem kurzen Schlafe vorhin war ihm so wohl gewesen; und nun sah er sich plötzlich wieder in der schrecklichsten Wirklichkeit. Er konnte sich nur mit Mühe auf den Beinen erhalten, sein Kopf taumelte hin und her und seine Augen fielen gewaltsam zu. Der Hund ging, ihn beständig betrachtend, um ihn her und leckte dann und wann seine Hände; als aber Friedens Kopf auf die Brust sank, sprang er an ihm empor, daß der Knabe zurück taumelte und beinahe zu Boden gefallen wäre. Das rief ihn wieder zur vollständigen Erkenntniß seiner Lage munter und er wankte endlich nach dem ersten Gebäude des Dorfes, das dicht vor ihm lag, um irgend wo einen Eingang zu suchen. Der Hof war offen, doch alle Thüren darin fest geschlossen. Schon wieder halb schlafend schlich er umher, da stolperte er und fiel nieder. Vergebens versuchte er das Aufstehen. Die Kräfte fehlten ihm. Verzweifelnd blickte er um sich; da sah er dicht neben sich ein bretternes Häuschen, eine ziemlich geräumige Hundehütte. Nach dieser kroch er hin,

und quetschte sich in dieselbe hinein. Sie war ganz mit Stroh gefüllt und groß genug, daß er sich, zusammengekauert, darin niederlegen konnte. Kaum war er drinnen, so schlüpfte auch der Hund, der immer hinter ihm hergegangen war, zu ihm hinein und schmiegte sich an ihn. Das that dem halb erfrorenen Knaben wohl! Die Liebe des Thieres, größer als die so mancher Menschen, die den Bittenden zur Thür hinausstoßen, erwärmte ihm das ganze Herz; er faßte mit beiden Armen den Hals des Hundes um, und drückte ihn an sich. Noch lag er wachend in der ganz behaglichen Hütte, als auf dem Hofe eine Thür sehr vernehmlich knarrte. Schwere Tritte näherten sich der Hundehütte und eine männliche Stimme rief dicht bei derselben: „Packan!" Sogleich sprang der Hund hinaus und umtanzte den Rufenden in muntern Sätzen. „Ist wohl sehr kalt, mein Viehchen," redete dieser ihn an, „daß du schon in deiner Hütte steckst, hier ist dein Fressen!" Dabei wurde etwas in eine Schüssel geworfen, die am Eingange der Hütte stand und der Mann entfernte sich wieder. Begierig fuhr der Hund über die Schüssel los und ließ es sich wohl schmecken. O, da lief auch dem hungrigen Friede das Wasser im Munde zusammen. Er rückte näher heran, griff langsam und ängstlich nach der Schüssel, nahm eine warme Kartoffel heraus und steckte sie schnell in den Mund. Ach, wie schmeckte der warme Bissen so köstlich! Der Hund ließ sich die Theilnahme an seinem Abendbrote gefallen. Friede aß die Kartoffeln, bis keine mehr da war und ließ seinem vierbeinigen Genossen Brot und Knochen. Nach

dieser warmen Mahlzeit, der ersten nach mehren Tagen, legte er sich ganz zufrieden wieder zurück und war nach wenigen Augenblicken fest eingeschlafen. Auch der Hund hatte sein Lager wieder eingenommen.

Schon stand am andern Morgen die Sonne etwas hoch, als Friede erwachte. Packan lag nicht mehr neben ihm. Aengstlich, etwa von Jemand bemerkt zu werden, richtete er sich schnell empor, doch stieß er so gewaltig mit dem Kopfe gegen die Decke der Hütte daß er sogleich wieder nieder sank. Vorsichtig steckte er nun den Kopf etwas zur Hütte hinaus und lugte auf dem Hofe umher. Nirgends erblickte er einen Menschen. Schnell zog er den Kopf wieder zurück, um erst noch ein Weilchen zu warten, ob denn auch Alles sicher sei. Als er jedoch keinen Laut auf dem Hofe vernahm, kroch er hinaus und lief schnell den Hof hinunter ins Freie. Niemand bemerkte ihn und ungehindert gelangte er aufs nahe Feld. Schnell wollte er nun in den Wald zurückkehren, als er an Packan, seinen Lebensretter dachte. „Ohne ihm ein Lebewohl zu sagen, willst du fortgehen?" fragte er sich. „Das geht nicht," meinte er, und sogleich pfiff er mehrere male. Vergebens. Da rief er, erst leise, dann immer lauter: „Packan! Packan!" doch kein Hund erschien und traurig wanderte er dem Walde entgegen. „Heute Abend, wenn's finster ist," sprach er vor sich hin, „kehre ich hierher zurück. In der Hütte schlief es sich ganz prächtig und das warme Abendbrot schmeckte doch gar zu schön." Der Magen begann ihm indessen schon jetzt wieder zu knurren, das Wenige war

schon lange verdaut. Die Kälte war heute nicht geringer als an den vorigen Tagen, doch empfand er sie heute viel stärker, ohne Mütze und mit zerrissenem Stiefel, in den bei jedem Tritte der Schnee drang, dessenungeachtet lief er im vollen Trabe dem Walde entgegen. Nach einer Stunde hatte er denselben erreicht. Der Hunger plagte ihn am meisten. „Könnte ich nur die Kohlrübenhaufen wieder finden,“ dachte er und wandte seine Schritte sogleich der Gegend zu, in der er sie vermuthete. Abermals mochte etwa eine Stunde verflossen sein, als er plötzlich aus dem Gebüsch ins Freie gelangte, da lag vor ihm ein großes, schönes Gebäude. In einiger Entfernung dahinter bemerkte er ein Dorf mit einem Kirchthurme.

Anfänglich wollte er schnell Reißaus nehmen, da er jedoch kein lebendes Wesen bemerkte, so stellte er sich hinter einen Strauch und betrachtete sich von hieraus die Gegend. Um das Haus herum zog sich ein Garten und in demselben stand ein Häuschen, das besonders seine Aufmerkmerksamkeit fesselte. Es hatte eine wunderniedliche Gestalt und sah fast aus, wie ein großes, grünes Zelt, wie er es schon einmal bei einem Schützenfeste daheim gesehen hatte. Das Dach war rund, lief oben wie ein Zuckerhut spitz empor und oben darauf steckte eine große Fahne, die der Wind lustig hin und her wehte. Von diesem Gartenhause führte eine Allee von hohen Pappeln nach dem nahen großen Gebäude. Rings um den Garten her lief ein schönes Gehege.

Dies Alles betrachtete Friede sehr aufmerksam, und

schlich, so weit es ging, um den Garten herum; jedoch nirgends erspähete er etwas, das ihm hätte nützen können. Als er so an das andere Ende des Gartens kam, bemerkte er in dem Gartenhause ein großes Fenster, in dem ein Flügel offen stand. Hinter einem Baume versteckt, betrachtete er es, ohne ein Auge abzuwenden. Niemand schien darin zu sein. „Sollte ich nicht vielleicht dort etwas finden?" dachte er und kroch nach kurzem Besinnen durch eine Lücke des Geheges in den Garten hinein. Bis an das Häuschen hin stand Gebüsch, und er durfte es wagen, ungesehen hinzuschleichen. Unbemerkt gelangte er zu seinem Ziele. Erst horchte er, ob er Niemand im Häuschen höre, dann richtete er sich behutsam unter dem Fenster empor und blickte ins Zimmer. Niemand war darin. Er bemerkte einen Schrank mit Büchern, ein Clavier, einige Stühle, einen Tisch und auf demselben, — ha, seine Augen funkelten vor Entzücken, zwei große, fett geschmierte und mit Wurst belegte Butterbrote auf einem Teller. Da war an kein Ueberlegen zu denken, das Fenster war niedrig, und sich hinaufschwingen, mit halbem Leibe ins Zimmer beugend, die Butterbrote ergreifen, sie zusammenklappen und wieder herausspringen, war das Werk eines Augenblicks. Schnell lief er, als brenne der Boden unter seinen Füßen, wie er gekommen war, zum Garten hinaus, sprang in den Wald zurück und tief in denselben hinein. Im vollen Trabe jedoch aß er heißhungrig auf die köstliche Beute los, daß er fast nicht Athem genug schöpfen konnte. O wie schnell waren die beiden Butterbrote verzehrt, und mit

Wollust leckte er noch alle seine Finger ab. „Das schmeckte doch besser,“ meinte er, „als gestern die Kartoffeln.“ Gesättigt und wohl schon eine halbe Stunde von jenem Gebäude entfernt, ging er langsam weiter.

Da blieb er plötzlich stehen und sah sich überall um. „Du bist falsch gegangen,“ sprach er vor sich hin, „hier kommst du nimmer wieder nach der Hundehütte.“ Er verließ die Richtung seines Weges, und wanderte rechts. Aber zu seinem Schrecken bemerkte er, daß auch dieser Weg nicht nach jener Gegend führe. Das machte ihn große Sorgen. Stets umherspähend, ob er nicht auf bekannte Gegenstände stoße, stand er plötzlich vor einer tiefen Grube und wäre beinahe hinein gestürzt, so sehr täuschte ihn der blendende Schnee. Er ging um dieselbe herum und wanderte nun nach einer andern Richtung weiter.

Der Mittag war vorüber und die Sonne neigte sich ihrem Untergange entgegen. Friede irrte noch immer im dicken Walde umher, ohne das Dorf, in dem er eine so schöne Nacht zugebracht hatte, wieder finden zu können. Erschöpft von dem anstrengenden Umherlaufen, warf er sich unter einer hohen Tanne, wo wenig Schnee lag, nieder. Seinen linken Fuß, welchen der zerrissene Stiefel bekleidete, zog er eng an sich heran und hielt ihn von Zeit zu Zeit mit der Hand zu, um seine Zehen zu wärmen. „Wo werde ich wohl diese Nacht zubringen?“ fragte er sich mit einem schweren Seufzer. „Hier im Walde darf ich nicht bleiben, wenn ich nicht erfrieren will; und doch kann ich nirgends ein Obdach erspähen!“ Die Angst und die Kälte

trieb ihn wieder empor und er lief von neuem in der Irre umher, bis die Sonne endlich niedersank. Noch immer hatte er kein Gebäude erspäht, und so aufmerksam er auch horchte, er vernahm kein Hundegebell, keinen Laut, der ihm die Wege zeige. Es wurde dunkler nnd dunkler, die Kälte nahm wieder auf eine furchtbare Weise zu und die Angst, diese Nacht hier im Walde zubringen, und hier erfrieren zu müssen, raubte ihm alle Besinnung. Immer schneller lief er, bald rechts, bald links. Lange jedoch konnte dies sein erschöpfter Körper unmöglich mehr aushalten. Völlige Finsterniß umgab ihn, doch die Sterne funkelten hell hernieder.

Da plötzlich blieb er stehen. Vorsichtig that er noch einen Schritt und tappte mit seinem Stocke auf der Erde fort. „Richtig,“ sprach er klagend, „das ist die Grube, in die ich heute Mittag beinahe gefallen wäre.“ Aufmerksam betrachtete er die Umgegend. „Ja, ja, hier bin ich gewesen. Dort gerade aus muß das große Haus liegen, wo ich die Butterbrote aus dem Gartenhause holte. Aber das muß weit von hier sein. Dahin werde ich wohl schwerlich noch gehen können.“ Er hinkte langsam jener Gegend zu. Sein Kopf hing tief auf die Brust herab. Seine Schritte wurden kleiner und kleiner und seine Beine zitterten. Ihm wurde schrecklich unwohl. Die Erde schien um ihn zu tanzen, und er selbst wankte. Er suchte sich an einem Baume zu halten, doch vergebens, — er sank nieder, wie leblos. Nach einigen Augenblicken bekam er seine Besinnung wieder. Mit Anstrengung aller seiner Kräfte kroch er dicht an den

Stamm des Baumes auf die Seite, wo ihn der kalte Wind nicht treffen konnte. Dort lehnte er sich mit dem Rücken an den Baum, zog die Beine unter seinem Leibe zusammen und kauerte so, furchtbar vor Frost zitternd. „Ach, Mutter, Mutter!“ wimmerte er, „nun seh ich dich — nicht — wieder!“ Sein Kopf sank zur Seite und seine Hände fielen herab. —

---

Der zweite Weihnachtstag war angebrochen. Vor dem Hause des Arbeiters Schulze stand eine Bahre, mit schwarzem Leichentuche bedeckt, auf welchem man ein großes weißes Kreuz bemerkte. An dem einen Tragbaume der Bahre las man, mit weißer Oelfarbe geschrieben, das Wort: „Armenbahre.“

Da öffnete sich die Thür des Hauses. Zwei Männer trugen einen Sarg heraus. Beide waren dürftig mit Röcken bekleidet. Zwei Frauen und ein kleiner Knabe folgten ihnen. Auch sie waren höchst dürftig gekleidet, hatten dunkle, mit gelben Blumen bedruckte Tücher um ihre Schultern geschlagen und trugen in ihren Händen ein weißes Schnupftuch. Die eine derselben hielt dasselbe unablässig vor ihr Gesicht und weinte unaufhaltsam.

Der Leser kennt bereits alle diese Personen, und ahnt, daß Schulze sein Töchterchen begraben will. Sein Nachbar Müller ist ihm dabei behilflich und die Frauen Beider folgen dem stillen Leichenzuge.

Indem die zwei Männer sich anschicken den Sarg

davon zu tragen, fährt vor das Haus des reichen Dornbusch ein eleganter Schlitten vor. Die ganze Familie, in dicke Pelze und Mäntel gehüllt, steigt ein und der Schlitten fliegt von kräftigen Pferden gezogen, dahin.

„Papa, wie weit ist denn Emilsau von hier?" so fragte Oskar, der älteste Sohn des Herrn Dornbusch seinen Vater. „Zwei Meilen, mein Sohn;" antwortete dieser, „doch bei dieser herrlichen Bahn sind wir wohl in einer Stunde schon dort."

„Lege doch deine Armbrust bei Seite, Oskar," sprach darauf die Mutter, „du stößt ja damit bei jedem Schwanken des Schlittens deine Schwester." „Weshalb hast du sie denn nur mitgenommen?" fragte der Vater.

„Du frägst doch sonderbar, lieber Vater," antwortete das Söhnchen, „ich will ja in Emilsau auf die Jagd gehen. Du weißt ja, daß mir die Mutter verboten hat, zu Hause zu schießen."

„Nun allerdings," meinte diese, „du hast ja schon in alle Thüren und in alle Wände tiefe Löcher geschossen, als wären sie Hirsche und Hasen. Triffst du diese so gut, als jene, dann werden unsere Pferde heute Abend schwer zu ziehen haben."

„Das könnte wohl sein," meinte Oskar ganz ernst, „und ich hoffe, eine tüchtige Jagd zu machen. Den ersten Hasen, den ich schieße, Helenchen, sollst du haben, weil ich dich einige male mit meiner Armbrust gestoßen habe."

„Ich danke, lieber Bruder, und du sollst sehen, wie

prächtig ich ihn in meiner kleinen Pfanne braten werde. Alle meine Puppen werden dazu geladen werden."

„Wenn sie sich nur nicht den Magen daran verderben," scherzte der Vater, „und es möchte dann Doctor Eisenbart viel zu kuriren bekommen."

„Und um eins, lieber Oskar, möcht ich dich noch bitten," meinte die Mutter, „schieß dir nur die Nase nicht weg."

Alles lachte über diesen Scherz, doch Oskar fühlte sich darüber sehr beleidigt und es dauerte lange, ehe er wieder ein Wort sprach.

Wie ein Vogel, so schnell, flog der Schlitten vorwärts. Die Bäume an dem Wege, mit Schnee und Reif übersilbert, tanzten eiligst vorüber. Dann und wann stand ein Landmann am Wege, mit verbundenen Ohren, und gaffte mit offenem Munde den prächtigen Schlitten an.

„Oskar, Oskar, schieß, schieß! da läuft ein Hase über den Weg!" rief die Mutter lachend; doch ehe der Angeredete seine Armbrust aus den Mänteln hervorholte, war's Häslein längst über alle Berge. „Den hätt' ich kriegen wollen!" meinte Oskar; „warum hast du es mir denn nicht früher gesagt?" Alles lachte.

„Seht, Kinder," sprach jetzt der Vater, „hier fängt der große Wald an, in dem Emilsau liegt."

„Ist denn der Wald groß?" fragte Helene.

„Ja wohl," belehrte der Vater, „er ist mehrere Meilen lang und breit, und dort giebt es viel Wild."

„Bravo!" rief Oskar.

„Und dort liegt Emilsau," fuhr der Vater fort. „Seht Ihr nicht dort die flatternde Fahne?"

„Ein großes Haus erblicke ich wohl," sprach Oskar, doch eine Fahne bemerke ich nicht."

„Sieh nur ein klein wenig links vom Hause," erwiederte der Vater.

„Papa, ich sehe sie!" rief Lenchen. „Ich auch, ich auch!" bald die ganze Gesellschaft. „Was bedeutet denn die Fahne?" war die Frage.

„Sie steht auf einem prächtigen Gartenhause im Parke, der um das Schloß herum sich befindet. Der Hauslehrer hat seine Wohnung darin; ihr kennt ihn ja, den freundlichen Herrn Paska. Wenn nun Herr von Seeberg, zu dem wir fahren, eine Gesellschaft geladen hat, läßt er die Fahne wehen, um die Ankommenden schon in der Ferne zu begrüßen."

Nach wenigen Augenblicken hielt der Schlitten vor einem prächtigen Hause. Man mochte sie schon erwartet haben, denn sogleich sprang der Besitzer mit der ganzen Familie ihnen entgegen. Das war eine Freude, ein Umarmen, ein Küssen! Rasch eilte man nach dem warmen Zimmer, wo sich bereits noch mehr Besuch eingefunden hatte.

Schöner, warmer Kaffee wurde herumgereicht, und jeder griff gern zu, um sich zu erwärmen. Nachdem man sich so von der Reise erholt hatte, wurde der Mund, besonders der Kinder, sehr lebendig. „Was hat dir denn der Weihnachtsmann gebracht?" „O, eine köstliche Puppe mit wirklichen Haarflechten." „Und mir einen seidenen Mantel

mit Pelzbesatz.“ „Und ich habe eine Armbrust bekommen, sieh nur, wie schön; mit der schieße ich den größten Hasen.“ „Und was hast du denn bekommen?“ So schallten Fragen und Antworten bunt durch einander.

Indem trat Herr Paska, der Hauslehrer, herein. „Denken Sie sich,“ sprach er, nachdem man sich begrüßt hatte, lächelnd, „ich bin heute schon bestohlen worden.“

„Wie so? wie so?“ fragte man geschwind.

„Lassen Sie sich erzählen. Etwa um neun Uhr kömmt unser Hausmädchen zu mir ins Gartenhaus und bringt mir mein Frühstück, zwei Butterbrote mit Wurst und stellt sie auf den Tisch. Da sie nun gleichzeitig mein Zimmer reinigen will, gehe ich unterdessen im Garten spazieren. Als sie fertig ist, geht sie an mir vorüber und ich eile, weil mich fror, sogleich hinein. Schnell mache ich das Fenster zu, welches das Mädchen, der frischen Luft wegen, geöffnet hatte und will mein Frühstück verzehren, da — ist es verschwunden. Der leere Teller stand da.“

„O, das wird Waldmann, der Jagdhund gewesen sein.“ sprach Herr von Seeberg.

„Ei, bewahre,“ vertheidigte sich der Hauslehrer, „der ist mit dem Jäger auf der Jagd. Nein, nein, ein Mensch ist's gewesen, auf dem Fensterbrette waren deutlich Spuren von Schnee sichtbar. Und doch begreife ich nicht, wie es möglich sein konnte, da ich bald hinein trat, nachdem die Magd das Zimmer verlassen. Ein merkwürdiger Diebstahl,“ fuhr er fort. „Dicht daneben lag meine goldene Uhr und mein Geldbeutel. Beides ist nicht berührt.“ Lang und

breit wurde nun darüber gesprochen; der Thäter aber natürlich nicht ermittelt.

Die Kinder eilten unterdessen nach einem großen Saale, in dem der Weihnachtsmann einen wahren Jahrmarkt aufgeschlagen hatte. O was sah man da für schöne Sachen, die auf langen Tafeln um deckenhohe Weihnachtsbäume lagen. Wollte ich sie alle beschreiben, der Mund unserer kleinen Leser würde voll Wasser laufen. Hier nun spielten die Kleinen nach Herzenslust und naschten manches Marzipanherz, manche überzuckerte Pfeffernuß und nichts war ihnen heute unangenehmer, als daß man sie plötzlich zu Tische rief. — Sie eilten nach dem Speisesaale.

An einer langen Tafel, von der ihnen, wer weiß wie viele Schüsseln ihre köstlichen Gerüche entgegen dampften, saßen bereits ihre Eltern. Auch sie hatten schnell Platz genommen, und nun begann ihr Magen ein schweres Stück Arbeit. Gang auf Gang, Schüssel auf Schüssel folgte. In den Gläsern perlte der duftende Wein und selbst den Kindern schenkte man einige Gläser ein. O wie hungrig müssen doch die reichen Leute sein, und welchen Magen müssen sie haben!

Lange hielten die Kinder indeß bei Tische nicht aus. Sie sehnten sich in den Spielsaal zurück und man gab ihnen recht gern die Erlaubniß dazu. Dies war dem Oskar besonders erwünscht, wollte er doch auf die Jagd gehen. Er nahm seine Armbrust, steckte alle seine Bolzen ein, setzte seine Mütze auf und mit den Worten: „Lenchen, nun will ich dir einen Hasen schießen," schlich er sich zum Saal

hinaus. Schnell lief er die breite Treppe, auf der man in den Garten stieg, hinunter. Eine Allee aus hohen Pappeln führte nach dem niedlichen Gartenhause, auf dem die große Fahne wehte. Für dies Alles jedoch hatte Oskar keine Augen, er spähete nur, wie ein echter Waidmann, nach Beute umher. Da erblickte er auf einem Baum hinter dem Gartenhause eine Krähe, welche, dickaufgebläht, den Kopf unter die Flügel gesteckt, zu schlafen schien. „Halt," rief Oskar, „für den ersten Schuß gut genug!" er schlich sich hinter den Sträuchern möglichst geräuschlos, am Häuschen vorbei, hin. Schnell hob er die Armbrust empor, legte den besten Bolzen darauf, und schnrrr! flog er wie ein Blitz dahin. „Getroffen, getroffen!" rief Oskar laut aufjauchzend. Die Krähe fiel herab. Mit mächtigen Sprüngen eilte er nach dem Baum, aber, o die alte Krähe! sie hob sich schnell wieder empor und flog davon. „Das ist doch schändlich!" sprach er, und stampfte mit der Armbrust auf den Boden, daß der Schnee umherspritzte. „Köstlich hatte ich getroffen und doch flog sie fort. Halt, da setzt sie sich wieder!" Sogleich eilte er durch den Schnee vorwärts. Da hemmte das Gehege des Gartens seinen Weg, und eben wollte er hinüber klettern, als er eine Lücke in demselben bemerkte. Husch war er hindurch geschlüpft und er befand sich im Freien. Die Krähe hatte er keinen Augenblick aus den Augen gelassen. Sie saß auf einem Weidenbaume, der dicht vor dem Walde stand, an welchem die Besitzung des Herrn von Seeberg liegt. Diesmal aber war die Krähe besser auf ihrer Hut. Ehe Oskar zum Schuß kam, flog

sie auf und dem Walde entgegen. Dort setzte sie sich abermals. Auch dorthin verfolgte sie der kühne Jäger; aber sowie er anlegen wollte, flog sie, mit einem lauten „kräh! kräh!" als wollte sie seiner spotten, von Baum zu Baum. „I, so will ich dich doch kriegen, und soll ich bis ans Ende des Waldes laufen," rief er und lief dem Vogel immer hitziger nach. Er fiel über Steine und Zweige, aber er ließ sich in seinem Eifer, der so groß war, daß er die Kälte nicht einmal empfand, durch nichts abhalten und er bemerkte auch eben so wenig, wie allmählig die Sonne hinabgesunken war und eben mit ihren letzten Strahlen den Wald vergoldete. Er war schon ziemlich tief darin vorgedrungen und zu seiner ungeheuren Freude sah er hier eine große Menge Krähen, die still auf den Bäumen saßen und die Gefahr nicht ahnen mochten, die sich ihnen näherte. „Laß die alte Krähe fliegen," sprach der Nimrod, „hier sind bessere." Sieh da, da ganz vorn auf dem Aste einer Fichte, saßen drei Stück dicht neben einander! Oskar zitterte vor Freuden und konnte fast den Bolzen nicht in die Röhre stecken. Jetzt war gespannt, er zielte und: „Hurrah! hurrah!" da stürzte eines. Aber, o Jemine! beinahe auf dem Boden, haspelte sie sich wieder auf und erreichte einen Baum. Dort saß sie still und die übrigen Krähen flogen schreiend fort Es mochte ihnen denn doch wohl angst geworden sein. Aergerlich zwar über sein Unglück, doch von der heftigsten Begierde brennend, etwas zu erlegen, schlich er abermals heran. Die Krähe saß still und schien wirklich verwundet zu sein. Schnell spannte Oskar und

schoß. Doch der Bolzen schwirrte vorbei. „Abscheulich!" rief er, und legte einen zweiten darauf. „Knips," schwirrte die Sehne und der Bolzen traf den Ast, auf dem die Krähe saß. Sie flatterte nach dem nächsten Baume. Dort begann der kleine Jäger seine Verfolgung von neuem; bald aber waren alle seine Bolzen verschossen, die er vergebens in dem hohen Schnee suchte. „Wenn's nur nicht schon so finster wäre," meinte er, „dann wollte ich sie schon finden und die Krähe sollte mir nicht entgehen." Er wollte umkehren und unverrichteter Sache nach Hause wandern. Jetzt erst fing er an zu fühlen, wie kalt es geworden war. Die Armbrust hing er um seine Schultern, pustete in seine Hände, steckte sie dann in die Taschen der Beinkleider und wanderte raschen Schrittes nach Hause. „Wirst wohl nicht zu spät kommen," dachte er, „Vater sagte ja, daß wir erst spät zurückfahren würden." Er wanderte und wanderte. Der Schnee schien immer tiefer zu werden und die Kälte immer stärker. „Au, au, meine Ohren!" rief er. „Das ist doch fatal, daß es so kalt werden muß. Hätt' ich nur meinen Mantel mitgenommen. Doch, ein Jäger darf ja nicht frieren!"

So war er wohl fast eine Stunde hastig vorwärts geschritten und immer noch bemerkte er keinen Garten, kein Haus. Es war vollständig finster geworden und die Sterne funkelten so hell herab, wie die Lichtlein am Weihnachtsbaume. „Wenn der Wald aber nun nicht bald ein Ende nimmt, werde ich ärgerlich werden, mich friert ja schon so sehr!" sprach er vor sich hin, „so finster ist es auch

schon, wie soll ich mich denn nach Hause finden?" Aber der Wald und die Kälte schienen keinen Gehorsam gelernt zu haben und kehrten sich an den Aerger des Knaben gar nicht. Der Wald schien immer dichter zu werden, die Kälte immer grimmiger und die Dunkelheit immer ärger.

„Ich habe mich gewiß verirrt!" sprach er endlich, blieb stehen und sah sich um. Was hätte er aber hier im dunkeln Walde sehen sollen? Er fing an zu weinen, als das Schimpfen vergeblich war. Er lief weiter rechts, endlich wieder links und bald nach allen Richtungen umher. Seine Lage wurde wirklich eine recht traurige. Das verweichlichte Knäblein empfand heute zum ersten Male in seinem Leben, was es heißt, zu frieren und in Noth zu sein. Es weinte und schrie, lärmte und tobte, wie ein Unsinniger und strampelte mit Händen und Füßen. Das hielt er indeß nicht lange aus und fror danach nur um so ärger. Er zitterte wie ein Espenlaub, und war bald gänzlich steif gefroren. Ermattet setzte er sich endlich unter einen Baum; doch bald jagte den Knaben die Angst und die furchtbare Kälte wieder empor. Abermals lief er aus vollen Kräften vorwärts, rannte bald an Bäume und Zweige, und stürzte oft in den Schnee nieder. „O Mutter, Mutter, hilf mir!" rief er unzählige Male, rief Vater und Geschwister; doch nur das Echo wiederholte schaurig die gerufenen Namen. Eine Anzahl Vögel flogen, aus ihrem Schlafe aufgejagt, raschelnd durch die Zweige, und Oskar bekam eine namenlose Angst. Als jage ihn ein böser Geist, so lief er weiter, plötzlich schrie er auf, taumelte und stürzte — hinab in

eine tiefe Grube, die die Dunkelheit und die Angst ihn nicht hatten sehen lassen. Sein Jammern, sein Arbeiten, um sich heraufzuhelfen, klang herauf, bald aber wurde es matter und matter, bald war auch das leise Wimmern verstummt.

---

Im Schlosse des Herrn von Seeberg ging es lustig zu. An der Tafel klangen die Gläser und in der Kinderstube feierte man Hochzeit und Kindtaufe und gab den Puppen die schönsten Namen, und den Pathen aus kleinen Zinntellern aus Honigkuchen und Aepfelschnitten selbst gekochte Speisen. Die Kinder spielten weiter und die Eltern standen von der Tafel auf, um sich an die Spieltische zu setzen. Um die Kinder bekümmerte man sich nicht, wozu hielt man denn für schweres Geld Dienstboten? Groß und Klein spielte, beide jedoch vergaßen dabei den liebsten Freund, den Magen, nicht einen Augenblick. So rückte die Zeit der Abreise heran. Die freundlichen Wirthsleute aber wußten durch ihre Liebenswürdigkeit diese Zeit immer weiter hinauszuschieben. Da schlägt die Stutzuhr auf dem nahen Tische zehn Uhr und Herr Dornbusch steht erschrocken auf, mit ihm die ganze Gesellschaft. Man macht sich die zärtlichsten Versicherungen, wie überglücklich man diesen Tag verlebt habe und beschließt, recht bald ähnliche zu feiern. Indem fuhren klingelnd die Schlitten vor, die Bedienten bringen die Pelze und Mäntel herein und die Mägde tragen Wärmflaschen in die Schlitten. Man sagt dankend Lebewohl und bricht auf.

„Hu, hu, wie kalt", ruft Alles aus, und hält sich die Pelzkragen vor die Nasen. „Kommt, Kinder!" ruft Herr Dornbusch, „hier ist unser Schlitten. Seid ihr auch artig gewesen und habt euch schön bedankt?" Bei diesen Worten hebt er eins nach dem andern zu seiner Frau in den Schlitten. Plötzlich sieht er sich um. „Wo ist denn Oskar?" frägt er. „Wo steckt denn der Knabe? Höchst unartig, uns hier warten zu lassen! Heda, Oskar, Oskar!" doch keine Antwort erfolgt. Die Bedienten laufen hin und her, nirgends ist er zu finden. „Papa," spricht endlich Lenchen, „Oskar ist in den Garten gegangen und wollte einen Hasen schießen!" „Wann denn?" fragt dieser schnell. „O schon gleich nach Tische!" antwortete das Kind. „Und ist seitdem nicht wieder dagewesen?" „Nein, Papa, ich habe ihn nicht gesehen!" „Der hat sich im Walde verlaufen!" rief Alles, und sprang aus dem Schlitten. Das ganze Haus wurde lebendig. Mit Laternen machten sich die Männer auf den Weg. Der ganze Garten wurde durchsucht. Vergebens. Man bemerkte endlich eine Spur hinter dem Gartenhause, man folgte ihr, sie endete aber im Walde, wo der Wind Alles verweht hatte. Nun klagte der unglückliche Vater: „Mein Kind ist verloren, ist erfroren!" Nun weinte im Schlosse die Mutter und fiel aus einer Ohnmacht in die andere, doch — das brachte Oskar nicht aus dem Walde zurück.

„Schrie nicht etwas?" sprach eine Stimme im dunklen Walde. „Ja wirklich, es ruft um Hilfe!" Mit diesen Worten richtet sich ein kleines Männchen mit bloßem Kopfe mühsam unter einem Baume auf. Er schien steif gefroren. Indem ertönte noch einmal ganz in der Nähe ein herzzerreißender Ruf der Noth und der Angst. Das brachte Leben in den Knaben. Er lief nach der Gegend, aus welcher er den Ruf vernommen, so schnell die steifen Füße es vermochten. Schon mußte er dort angekommen sein und doch sah er Niemand, so sehr er seine Augen anstrengte. Er horchte aufmerksam. Da vernahm er unten in der Tiefe ein leises Wimmern. „Tausend!" sagte er, „das ist ja die Grube, die ich heute fand, da ist Jemand hineingestürzt. — Ist da Jemand in der Grube?!" rief er laut. „Ja, ja, ja wohl!" ertönte eine matte Kinderstimme. „Wer bist du denn?" fragte der Knabe. „Ich heiße Oskar Dornbusch," antwortete die Stimme. „Ach, helft mir um Gotteswillen heraus!" „I du lieber Gott, Oskar, wie bist du denn in die Grube gekommen?" rief der Knabe verwundert, „na warte ein klein Bischen!" Schnell lief er rings herum, um zu versuchen, dem armen Oskar Hilfe zu bringen. Nirgends konnte er hinab. Er legte sich nun auf den Bauch und reichte ihm die Hände hinunter. „Faß' an, Oskar, ich ziehe dich heraus!" rief der gute Junge, den ihr gewiß alle schon erkannt habt. Man hörte, wie unten Oskar sich emporrichtete, doch konnte er die Hände seines Retters nicht erreichen. „Warte, Oskar!" rief Friede, „ich will einen Stock holen und dir den hinunterreichen!" und

damit lief er schnell davon. „Ach, Friedchen, bestes Friedchen, bleib doch bei mir, lauf doch nicht weg!" jammerte Oskar, doch das hörte Friede nicht mehr. Sein gutes Herz schlug von neuem ganz munter in seiner Brust, das so eben erst fast still stehen wollte vor Kälte. Jemandem Hilfe zu leisten, das hatte ihm neues Leben gegeben. Rasch fand er seinen Stock und lief zur Grube zurück. „Nun, fass' an, Oskarchen, recht fest, ich ziehe dich heraus," rief er hinunter. Oskar ergriff den Stock, Friede zog mit allen Kräften, aber es war doch zu schwer und erst als Oskar, sich nur mit einer Hand haltend, mit der andern und den Füßen aber an der Wand der Grube sich empor arbeitete, gelangte er ein Stück in die Höhe. Schon konnte ihn Friede fast mit der Hand erreichen, da fiel jener wieder hinab. „Au, au!" schrie er, „meine Hände, meine Hände!" — „O du armes Oskarchen, fass' nur noch einmal an," ermunterte Friede. Noch einigemale wurde es versucht, doch immer wieder vergebens. Oskar war zu erschöpft. Er vermochte zuletzt kaum mehr, sich aufzurichten. „Ach Friedchen, Friedchen, hilf mir doch, ich will dich ja nie wieder ärgern und schlagen!" jammerte Oskar, und Frieden wurde vor Angst siedend heiß, keine Hilfe zu wissen. „Mag's gehn, wie's will!" sagte er plötzlich und mit einem Satze sprang er hinab. „Du armer Oskar," sprach er, kniete neben ihm nieder und streichelte seine Backen. Da klammerte sich Oskar an ihn an, als wäre ihm Angst, daß er wieder fort wolle. „Nun steh nur auf, Oskarchen!" redete Friede ihm zu, „ich nehme dich auf meine Schultern,

und trage dich hinaus!" Doch der arme Knabe konnte seine Füße kaum mehr heben. Friede hob ihn empor und lehnte ihn an die Wand der Grube, bückte sich dann, steckte seinen Kopf durch dessen Füße und hob ihn so langsam mit Anstrengung aller seiner Kräfte empor. „Nun, Oskarchen, faß' oben an, und sieh zu, daß du hinauf kömmst!" agte Friede, zog seinen Kopf hervor, und schob nun an den Beinen den Knaben, so weit er reichen konnte, hinauf. Da dieser aber sich selbst wenig helfen konnte, war die Last desselben für unsern ermatteten Friede furchtbar schwer. Aber er ließ nicht nach. Obwohl seine Hände erstarrt waren, wie Eis, so hielt er dennoch die Füße des Andern fest, und indem dieser in Friedens Händen zu stehen versuchte, preßte er dieselben so gewaltig gegen die hartgefrorene Erde, daß das helle Blut hervor rieselte. Oskar war schon mit dem Kopfe über dem Rande der Grube und konnte sich doch nicht weiter helfen. Friede hätte mögen vor Eifer aus der Haut fahren; da gab er ihm in halber Verzweiflung einen Stoß und mit dem Oberleibe fiel Oskar über den Rand der Grube hinauf auf's ebene Land. „So, nun krieche ganz hinauf!" rief Friede außer Athem, „damit du nicht wieder zurück fällst." Glücklich kroch Oskar hinauf. Da aber dachte Friede erst an seine eigene Lage. „Wie will ich denn nun hinauf kommen?" fragte er sich; und als er seinen Geretteten oben vor Kälte wimmern hörte, sah er ein, wie er eilen müsse. „Oskarchen!" rief er, „reich mir den Stock herunter!" Doch er vernahm keine Antwort. „Er stirbt, er stirbt!" rief er, und versuchte nun,

sich selbst zu helfen; überall tastete er im Schnee umher mit den blutenden Händen, irgendwo eine Lücke zu finden, oder einen Stein. Da faßte er die herein hängende Wurzel eines Baumes, mit Hast griff er danach und arbeitete sich, mit den Füßen sich gegen die Wand stemmend, mühsam heraus. Oben lag Oskar wie ein Todter. Sogleich hob ihn Friede auf, hauchte ihm ins Gesicht, rieb seine Hände, faßte ihn unter seine Arme und führte ihn so fort, nach der Richtung, wo er jenes Haus vermuthete, das ihm von heute Morgen wohl bekannt war. Eine ziemliche Strecke war er so mit ihm gegangen, aber es ging immer schlechter, und endlich sank Oskar zusammen. Friede besann sich kurz, hob ihn empor, nahm ihn Huckepack auf seinen Rücken und schleppte ihn so mühsam weiter. Da hörte er in der Ferne lautes Rufen. „Ha, ha, sie suchen Oskar!" sprach Friede und fing nun auch an, aus vollen Kräften zu schreien. Bald erblickte er mehrere Lichter, die sich rasch ihm näherten. „Oskar, Oskar, lebst du?" rief eine Stimme. „Ja wohl!" antwortete Friede, „hier ist er!" Herr Dornbusch war der Rufende, der mit mehreren Männern ankam und nicht wenig erstaunt über den Anblick war, der ihm jetzt wurde. Friede legte behutsam seine Bürde in des Vaters Arme. Der küßte seinen leblosen Sohn und rief ihn mit den zärtlichsten Namen. „Er ist todt, er ist todt!" schrie er; doch Herr von Seeberg erkannte seinen Zustand richtiger. Sogleich zog er seinen Pelz aus, wickelte ihn um Oskar und man trug ihn so nach dem Schlosse, von dem man nicht mehr weit entfernt war. Um den armen Friede

bekümmerte sich jedoch Niemand, der jetzt ebenfalls furchtbar fror, da er langsamer ging, und die Aufregung, die ihn neu belebt und warm gehalten hatte, endete. Er trippelte langsam den Männern nach und wußte selbst nicht recht, was er thun sollte.

Der Vater trug noch immer seinen Sohn in den Armen. Plötzlich begann dieser heftig zu zittern und rief: „Friedchen, verlaß mich nicht!“ „Gott sei Dank,“ sprach der Vater, „er lebt!“ Nun erst gedachte er des Retters seines Sohnes.

„Lieber Knabe, komm doch her!“ rief er, „wer bist du denn?“ „Ich bin Schulzens Friede!“ sagte dieser und lief herbei. Da blieb der Vater verwundert stehen. Man leuchtete ihm ins Gesicht und Herr Dornbusch erkannte den Sohn seines Arbeiters. „Komm mit, mein Junge,“ sprach er gerührt mit sichtbar bewegter Stimme und ergriff seine Hand. Er erschrak, als er sie eiskalt, und naß von halbgefrorenem Blut fühlte.

Man hatte das Schloß erreicht und Oskar war wieder zu sich gekommen. Die Mutter stürzte weinend auf ihren Sohn los, und ließ ihn lange nicht aus ihren Armen. Friede hatte sich in eine Ecke geflüchtet und hielt sich mit den Händen die beim Hinaufklettern aus der Grube zerrissenen Stellen seiner leinenen Hose zu.

Man reichte dem zitternden Oskar eine Tasse warmen Thee und dadurch wurde ihm wohler. „Wo ist denn Friedchen geblieben?“ war seine erste Frage. Alles sah sich nach ihm um, doch dieser sah mit ängstlichem Gesichte

zur Erde. Oskar stürzte auf ihn los, ergriff seine Hand und wollte ihn zu seinen Eltern führen, doch Friede sträubte sich aus allen Kräften, und als ihn Herr Dornbusch bei der Hand ergriff, um ihn selbst näher zu führen, fing er an zu zittern und brach mit einem Male in ein angsthaftes Weinen aus. „Friedchen! was hast du denn?" rief Oskar, „komm doch her, du hast mich ja aus der alten Grube gerettet, wo ich ganz gewiß erfroren wäre; wir meinen es ja Alle ganz gut!" „Nein, nein, nein! o du lieber Gott!" schluchzte Friede und klapperte mit den Zähnen, „laßt mich gehen, sonst werde ich wieder ins Loch gesteckt; und ich bin doch kein Spitzbube! Ich weiß ja selber nicht, wie ich es habe thun können, und, wenn Mutter und Lischen nicht gehungert und gefroren hätten, wär's auch nicht geschehen, ach laßt mich doch wieder fort!"

„Aber, mein Junge, davon ist ja gar keine Rede, sei doch vernünftig!" sagte Herr Dornbusch, der den ganzen Zusammenhang ahnte, „wir meinen es ja nur gut mit dir!"

„Ach, wenn Sie mich auch nicht wieder einstecken lassen," jammerte Friede, „meine Mutter grämte sich gewiß todt, wenn ich wiederkäme und die Leute riefen: Spitzbube! hinter mir her. Ach, du lieber Gott, wenn Sie's nur so wüßten — ich wollte ja in meinem Leben nichts wieder angreifen und wenn es mir und meiner Mutter noch so schlecht erginge." —

„So erzähle es uns einmal, komm hierher!" sagte Herr Dornbusch, der darin das einzige Mittel sah den Knaben zu beruhigen. „Siehst du, die Herrschaften meinen

es Alle auch gut und wundern sich nur, wie so ein tüchtiger Junge, der meinen Oskar das Leben gerettet hat, so weinen kann!"

Friede sah erst scheu in der Gesellschaft umher und begann dann, sich gewaltsam fassend, mit leise zitternder Stimme das Unglück seiner Eltern zu erzählen, wie er, um ihre Noth zu lindern, gestohlen habe — da aber hätte nicht viel gefehlt und er hätte seinen Jammer von Neuem begonnen — doch er faßte sich, schluchzte nur ein paar mal auf und fuhr dann in dem fort, was er bis da, wo er Oskar gefunden, für Leiden, Kälte und Hunger habe ausstehen müssen. Als er da aber schwieg, begann Oskar zu erzählen, was Friede für ihn gethan und die blutenden Hände und zerrissenen Beinkleider desselben gaben den deutlichsten Beweis dafür. Alles war über das Benehmen des Bettelknaben entzückt und gerührt und selbst Herr Dornbusch hatte sich bei der einfachen Schilderung seines Elends kaum der Thränen enthalten können. Doch erst als dieser ihm die feste Versicherung gab, daß ihm sein Fehltritt ganz und gar verziehen sei und daß ihn Niemand denselben vorhalten werde, daß Herr Dornbusch dies auch seiner Mutter selbst sagen und sie beruhigen wolle, schien sich Friede einigermaßen zufrieden zu geben. Jetzt trat aber Herr von Seeberg, der mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit der ganzen Verhandlung zugehört hatte, heran, nahm den verwunderten Knaben bei der Hand und führte ihn hinaus. Als er wieder mit ihm eintrat, erkannte fast Niemand Frieden wieder; Kleider machen Leute, und Herr von Seeberg hatte ihn

mit der ganzen Kleidung eines seiner Söhne ausgestattet. Unterm Arme trug er, in ein Bündel zusammen gewickelt, seine alten Kleider. „Was willst du denn damit?“ fragte ihn Herr Dornbusch. „Die laß nur hier!“ Verwundert fragte Friede: „Was soll ich denn zu Hause anziehen?“ „Laß nur gut sein,“ sagte Herr Dornbusch, „dafür laß mich nun sorgen!“ — „Sie lassen mich wirklich nicht wieder einsperren?“ fragte Friede noch immer etwas ängstlich. „Nein, mein Sohn!“ war die gerührte Antwort, „du sollst noch heute Vater und Mutter wiedersehen, und nun zwei Väter haben!“ — —

Der Morgen war bereits angebrochen, als vor Schulzens Hause ein prächtiger Schlitten vorfuhr. „Was kömmt denn da?“ sprach dieser verwundert, stellte einen alten schwarzen Topf auf die Erde, den er mit Drath band, und trat dann ans Fenster. „I,“ rief seine Frau, „das sind ja gar Dornbuschens. Wissen denn die ihr Haus nicht mehr?“

Indem sprang Herr Dornbusch mit seiner Frau und allen seinen Kindern aus dem Schlitten und traten ins Haus. Verwundert sah Schulze seine Frau an. Da ging die Thür auf und — „Vater! Vater! Mutter! Herzensmutter!“ rief es und Friede stürzte in die Arme seiner Eltern.

Die Familie Dornbusch war ebenfalls in's Zimmer getreten und weidete sich an dieser Scene des Wiedersehns mit feuchten Augen.

Endlich riß die Mutter ihr Friedchen dem Vater aus den Armen und dieser erblickte nun erst die zahlreichen Zu-

schauer. Schnell riß er seine Mütze vom Kopfe, sprachlos umherstarrend.

Da näherte sich ihm Herr Dornbusch, reichte ihm die Hand und sprach: „Schulze, hier bringe ich Euch Euren Sohn wieder. Ich mag Euch jetzt nicht stören, doch konnte ich mir nicht die Freude versagen, Euren Sohn Euch selbst zu bringen. Habt Ihr Euch erholt, kommt zu mir, sobald als möglich; wir wollen dann mehr sprechen!"

Längst war der unerwartete Besuch verschwunden, ehe Schulze die rechte Besinnung wieder gewinnen konnte. Als er endlich um sich blickte, sah er seine Frau, die noch immer ihren Sohn an ihrer Brust hielt.

Zu der Thür aber sah die Nachbar Müllern herein und rief: „Ist er endlich wieder da, der böse Strick? Na, er hat es aber doch gut gemacht, ich habe schon die ganze Geschichte von den Dienstleuten drüben gehört. Nun haben sie es doch auch einmal gespürt, daß nicht umsonst in der Bibel steht: „Liebet euch unter einander!" Ja, ja, wenn man es doch den Reichen alle Tage vorsagen könnte: „Ihr werdet es vielleicht auch noch fühlen lernen, wie Menschenliebe, von den Aermsten selbst, thut, darum drückt sie nicht und seid nicht hartherzig. In der Bibel steht's:

„Liebet euch unter einander!"

schauer. Schnell riß er seine Mütze vom Kopfe, sprachlos umherstarrend.

Da näherte sich ihm Herr Dornbusch, reichte ihm die Hand und sprach: „Schulze, hier bringe ich Euch Euren Sohn wieder. Ich mag Euch jetzt nicht stören, doch konnte ich mir nicht die Freude versagen, Euren Sohn Euch selbst zu bringen. Habt Ihr Euch erholt, kommt zu mir, sobald als möglich; wir wollen dann mehr sprechen!"

Längst war der unerwartete Besuch verschwunden, ehe Schulze die rechte Besinnung wieder gewinnen konnte. Als er endlich um sich blickte, sah er seine Frau, die noch immer ihren Sohn an ihrer Brust hielt.

Zu der Thür aber sah die Nachbar Müllern herein und rief: „Ist er endlich wieder da, der böse Strick? Na, er hat es aber doch gut gemacht, ich habe schon die ganze Geschichte von den Dienstleuten drüben gehört. Nun haben sie es doch auch einmal gespürt, daß nicht umsonst in der Bibel steht: „Liebet euch unter einander!" Ja, ja, wenn man es doch den Reichen alle Tage vorsagen könnte: „Ihr werdet es vielleicht auch noch fühlen lernen, wie Menschenliebe, von den Aermsten selbst, thut, darum drückt sie nicht und seid nicht hartherzig. In der Bibel steht's:

„Liebet euch unter einander!"

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Liebet euch unter einander! Erzählung aus dem wirklichen Leben

Berlin 1845

Paed.pr. 4453 l,I-1#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761978-0